



PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2019



INHALT

VORWORT

Landesrätin Dr. Beate Palfrader Seite 3

EINLEITUNG

Petra Streng Seite 5

KUNST

Hauptberuf: Künstlerin. Einblicke in ein Spannungsfeld.
Hanna Ruschitzka Seite 6

Heilige Frauen im Tiroler Oberland. Haben sie und ihre Überlieferungen
uns noch etwas zu sagen? *Simone Gasser* Seite 12

Das Bild der Frau. Eine Spurensuche in den Mundarten Tirols.
Yvonne Kathrein Seite 18

KULTUR

Porträt: Fotografin und Dichterin Mathilde Egitz Seite 24
Der doppelte Blick – Ein ganz normales Leben. *Maria Peters*

Auf wessen Geld bin ich? Frauenporträts aus der Münze Hall i. T.
Andrea Pancheri Seite 30

Das Lehrerpult in Frauenhand – Der Musiklehrerberuf aus der Perspektive Südtirols.
Christine Peham Seite 36

Drei Frauen um Kaiser Maximilian I.
Beate Gschwentner Seite 42

KALEIDOSKOP

Porträt: Rebekka Peer – So was von typisch untypisch ...
Renate Linser-Sachers Seite 48

Hineingeboren in das Geschenk der Heimat. Eine Zillertaler Annäherung
an die Begriffe Heimat und Tourismus. *Gerda Gratz* Seite 52

Die Bäuerin als Tourismusfachfrau – Urlaub auf dem Bauernhof in Südtirol.
Sabine Geiger Seite 58

Das Kreuz der Frauen – Einblicke in die Kulturgeschichte des weiblichen Kreuzweges.
Andrea Aschauer Seite 64

KALEIDOSKOP ... DES MANNES

Also, ich halte mich da raus.
Bernhard Stecher Seite 70

Von der Unmöglichkeit, Frauen zu kategorisieren.
Johann Zauner Seite 74

Autorinnen und Autoren Seite 80

VORWORT

Vor mehr als etwa 100 Jahren – genau am 16. Februar 1919 – implementierte man das Frauenwahlrecht in Österreich. Ein wichtiger politischer Schritt war getan. Heute, Jahrzehnte später, kann man viele Entwicklungen in der Gleichstellung von Männern und Frauen nachverfolgen. Es gibt zwar in einigen Bereichen immer noch die viel zitierte „Gläserne Decke“, doch das Frauenleben hat sich überwiegend zum Positiven verändert. Verbesserungen sind jedoch stets gefordert und notwendig. Die Kulturpolitik leistet dazu einen wichtigen Beitrag und das Land Tirol fördert das künstlerische Schaffen von Frauen.

Die nunmehr siebte Ausgabe der Frauenkulturzeitschrift Panoptica 2019 zeigt auf, wie vielfältig das Spektrum von Frauenleben sein kann, wie historische Anschauungen „nachwirken“, aber auch wie Netzwerke funktionieren. Individuelle Ansprüche und Gegebenheiten von Frauen finden ebenso Platz wie Rückblicke in den sozialhistorischen Kontext.

Frauen suchen auf vielfältige Weise ihren ganz persönlichen Weg. Die deutsche Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus näherte sich in ihrem Werk „Auf der Suche nach Heimat“ (München 1979) dem Begriff von Heimat auf ganz unterschiedliche Zugangsweisen. Treffend ist ihre Aussage – frei interpretiert: „Heimat ist der Ort an den ich mich sehne, wenn ich nicht dort bin...“. Frauen suchen (ebenso wie Männer) ihre ganz spezielle Heimat – und diese muss nicht unmittelbar stringent räumlich verankert sein. Denn Heimat kann z.B. auch der Arbeitsplatz sein, künstlerische Herausforderungen darstellen oder ganz einfach eine Lebensweise darstellen, die persönliche Bedürfnisse mit der Gesellschaft in Einklang bringt. Und der sogenannte Einklang kann durchaus Kontroversen hervorbringen bzw. provozieren.

In der vorliegenden Ausgabe der Panoptica 2019 werden unterschiedliche Anschauungen dokumentiert und die Vielfalt weiblicher Lebenswelten aufgezeigt. Die Palette reicht dabei von der Historie über gegenwärtige Bedingungen bis hin zu grenzüberschreitenden Einblicken. In diesem Sinne sind auch



Foto: © Tanja Cammerlander

im heurigen Jahr zwei Beiträge dem Frauenleben in Südtirol gewidmet. Die verschiedenen Themenbereiche, durchwegs mit modernen Querverweisen, sind dabei ein Spiegelbild unserer Gesellschaft: Das „vermeintlich“ hässliche Frauenzimmer (auch in der Sprache) steht der Verherrlichung von Schönheit gegenüber sowie auch dem stetigen Ankämpfen gegen Normen und Klischees. 100 Jahre sind im Vergleich ein kurzer Zeitraum, doch vieles hat sich für Frauen gewandelt. Es gilt, weiter an einer positiven Entwicklung zu arbeiten und neue Sichtweisen und Perspektiven zu ermöglichen.

Mein Dank gilt besonders Chefredakteurin Petra Streng für die bewährte Zusammenstellung der Themen sowie den Autorinnen und Autoren für ihre gelungenen, ganz individuellen Beiträge. Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern von Panoptica eine spannende Lektüre und viele interessante Einblicke in die Diversität des weiblichen Kulturschaffens und -lebens!

Dr.ⁱⁿ Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung, Kultur, Arbeit und Wohnen

EINLEITUNG

Die vorliegende Ausgabe der Panoptica 2019 Nr. 7) setzt, wie schon seit sechs Jahren, ein Statement. Ein Statement und ein offizielles Signal, wie unterschiedlich Frauenleben sich darstellen. Wichtig ist in der Intention dieser Frauenkulturzeitschrift die Vielfalt: Was, wer und wie sind Frauen? Und diese Einblicke sollen historische wie auch gegenwärtige Phänomene beleuchten.

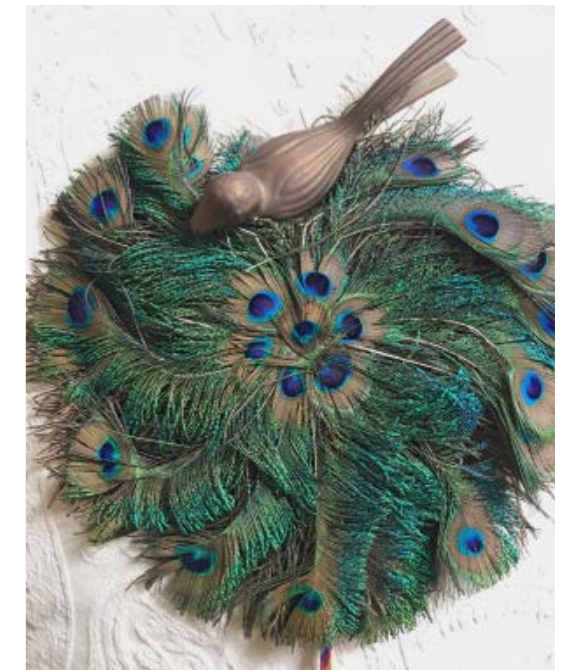
Ist es wirklich ein „ganz normales Leben“, wenn man oder hier eben frau als Fotografin und Literatin agiert? Maria Peters hinterfragt bei Mathilde Egitz den sogenannten doppelten Blick. Und gerade dieser doppelte Blick ist vielfältiger als er pro forma erscheinen mag. Wo lege ich meine Grenzen, welche überschreite ich und wie geht es mir dabei?

Beruf „Künstlerin“ – Klischees und Alltag prägen Außenbilder, die in diesem Kunst-Beitrag hinterfragt werden. Der Impetus der jungen Frauen ist bemerkenswert, sie müssen mit den nicht immer idealen Gegebenheiten hantieren und dies tagtäglich. Und dabei braucht es dieses Engagement der Frauen, das wahrlich nicht immer belohnt wird.

Sprache ist Kunst – oder ganz einfach „kunstvoller“ Ausdruck. Wie geht man gerade in der Mundart mit Frauen um, wie werden sie gesehen bzw. „benamst“? Die Weibischen in Osttirol als Bezeichnung für die Frauen erscheint primär als abwertend, doch das Selbstbewusstsein der Frau in dieser Region beweist das Gegenteil. Nicht zuletzt festgemacht an einer vor Jahren stattgefundenen Ausstellung in Matrei in Osttirol. Dort konnte man eine natürliche und nicht patriarchalisch unterdrückte Wahrnehmung der Frauen selbst miterleben.

Heimat und Tourismus – und die Frauen mittendrin. Zwei unterschiedliche Beiträge kommentieren die Einstellung von Frauen in Tirol und Südtirol zu dieser Thematik. Das Motto: Wieviel Tourismus erträgt meine Heimat, wo sind die Veränderungen, wie kann ich sie beeinflussen oder wo sind mentale Grenzen gesteckt?

Das „weibliche“ Kreuz mit der Technik oder mit der Kulturgeschichte? Wie unterschiedlich Zugangsweisen und Lebensrealitäten sein können, zeigen die Beiträge von Renate Linser-Sachers und Andrea Aschauer. Die Turbo-Frau auf der einen Seite, die ihre Frau in einem eher doch eher maskulinen Beruf be-



werkstelligt, die Frauen im historischen Rückblick, die mit misogynen Vorteilen den Alltag, ihr Dasein bestreiten mussten auf der anderen Seite.

Von der Vielfalt der Frauenleben zeugen nicht zuletzt Beiträge über weibliche Volksmusik in Südtirol, den heiligen Frauen und ihr Stellenwert in der Vergangenheit oder (gerade) im Maximilian-Jubiläumsjahr 2019 die Bedeutung „seiner herrschaftlichen“ Frauen. Und man muss kein Numismatiker sein, um den Beitrag von Andrea Pancheri zu schätzen: So manche Münze sagt mehr über die Geschichte von Frauen aus, als so viele historische Abhandlungen...

Im heurigen Jahr 2019 kommen gleich zwei Männer in der Rubrik „Kaleidoskop des Mannes“ vor: Der eine „hält sich raus“, der andere will nicht „kategorisieren - zwei Blickwinkel, die sich doch ergänzen.

Allen Leserinnen und Lesern ans Herz gelegt – so vielfältig ist die Frau (oder das Weib) in Tirol

Petra Streng
Redaktion

IMPRESSUM

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur,
Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck, email: kultur@tirol.gv.at

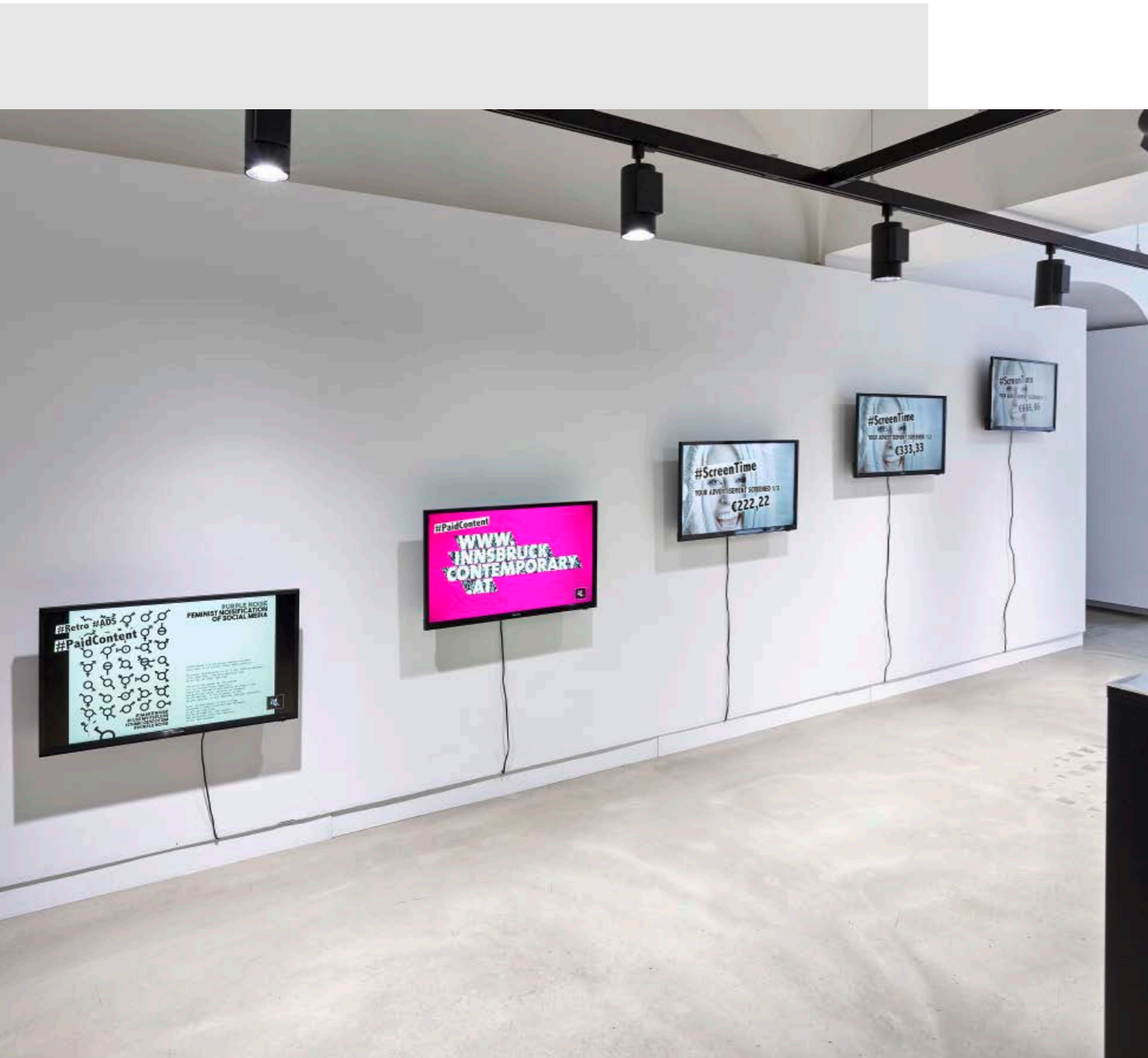
Redaktion: Dr. Petra Streng

Druck- und Gesamtherstellung: Alpina Druck, Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

HAUPTBERUF: KÜNSTLERIN EINBLICKE IN EIN SPANNUNGSFELD

Hanna Ruschitzka



Barbis Ruder, Your Artvertisement Could be Here, verschiedene Videos und Video-Stills: Ausstellungsansicht anlässlich der Ausstellung „ScreenTime“, Neue Galerie 2018/2019.

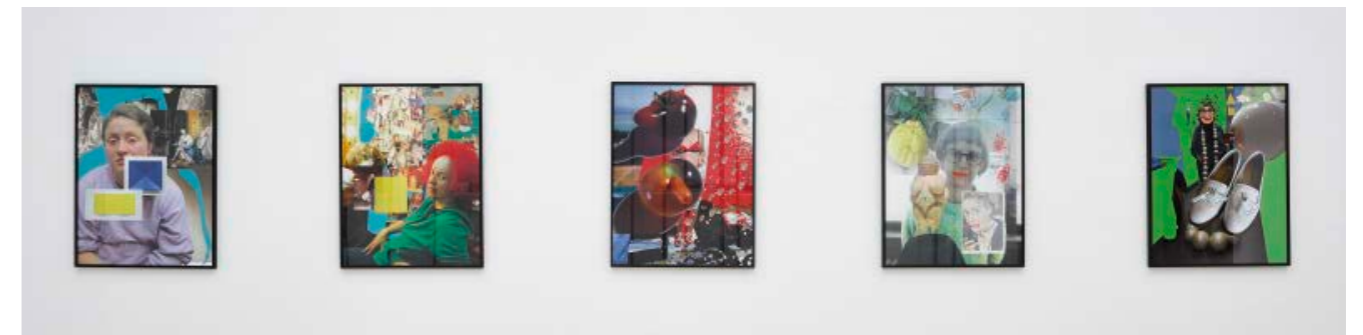
Foto: © West. Fotostudio

Die Tiroler Künstler*schaft wurde als Interessenvertretung für Tiroler Künstlerinnen und Künstler im Jahr 1946 gegründet. Der Verein widmet sich seit jeher nicht nur kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Belangen bildender Künstler_innen, sondern stellt diesen auch Ressourcen bereit. In den Jahren nach der Gründung ging es dabei teilweise auch ums Überleben: Da bis Mitte der 1950er Jahre der Bezug von Lebensmittelkarten an die Ausübung eines Berufes gebunden war, waren Künstler_innen aufgrund ihrer Mitgliedschaft hierzu berechtigt.

Sieglinde Hirn, Kunsthistorikerin und langjährige Geschäftsleiterin der Tiroler Künstler*schaft, erstellte in ihrer Dissertation *Vereinigungen und Gruppierungen Tiroler Künstler im 20. Jahrhundert 1980* einen wichtigen Überblick zum lokalen Kunstgeschehen. Ihre sorgsam recherchierten Erhebungen geben Einblick und Hintergrundinformation zu Künstler-Gruppierungen und Vereinswesen und ermöglichen damit einen Vergleich zur gegenwärtigen Lage. Obgleich Sieglinde Hirn viele Jahre die Geschäftsleitung des Vereins inne hatte, war diese Zeit von einer starken Verpflichtung gegenüber dem Vorstand geprägt, der lange vornehmlich männlich besetzt war. Eine nachhaltige Wende brachte der Übergang ins 21. Jahrhundert, denn im Zuge des Millenniums wurde eine Neuwahl des Vorstands und der Geschäftsleitung veranlasst. Von 2001 bis heute hat sich nicht nur der weibliche Anteil im Vorstand vergrößert, auch die internen Strukturen und die Art der Mitgliederbetreuung haben sich gewandelt. Neben den vielfältigen kuratorischen Aufgabenbereichen, das Ausstellungsprogramm und die Kunstvermittlung betreffend, liegt der Schwerpunkt der Tiroler Künstler*schaft in der Interessenvertretung für zeitgenössische Künstler_innen und dem damit

verbundenen Service für Mitglieder. Der interne Wandel zeichnet sich auch im Ausstellungsprogramm ab: Der jährliche Wettbewerb, mittels dessen Künstler_innen für Ausstellungen des folgenden Jahres ermittelt werden, steht allen künstlerischen Sparten offen. Auf eine gerechte „Quotenverteilung“ – Geschlechterparität und verschiedene künstlerische Herangehensweisen betreffend – wird großer Wert gelegt, Einschränkungen wie Altersbegrenzungen gibt es keine. Die Tiroler Künstler*schaft hilft bei der Umsetzung der ausgewählten Projekte und ist auch abseits dessen Anlaufstelle für Auskünfte und Fragen.

Auch was die Auswahl der Projektthemen angeht, wird seitens der Tiroler Künstler*schaft sorgfältig gehandelt: So war im Kunstpavillon von 8. September bis 10. November 2018 die Ausstellung „Centerfolds“ von Stefanie Seibold zu sehen, die sich mit der „grundsätzlichen Frage nach der Position und der Beteiligung von Frauen in der Kunstgeschichte und in der Welt“ auseinandergesetzt hat. Unter anderem transportierte die Künstlerin hier ein Potpourri an Beispielen, die den Gebrauch oder auch Missbrauch weiblicher Rollenbilder in Kunstgeschichte und verschiedenen Medien aufzeigten. Die Verdinglichung der Frau blickt auf eine lange Tradition zurück; sie wird von Stefanie Seibold ebenso kri-



Stefanie Seibold, ohne Titel (Die Absinth-Trinkerin; Selbstbildnis mit Masken; Die Geburt der Venus; Looking Back; Elysium), C-Prints, 50 x 65 cm, 2013–2018: Ausstellungsansicht anlässlich der Ausstellung „centerfolds“, Kunstpavillon 2018.

Foto: © West. Fotostudio

tisch wie ironisch hinterfragt, so wie sie es auch mit ihrer eigenen Rolle als Künstlerin tut.

2016 feierte die Tiroler Künstler*schaft ihr 70jähriges Bestehen. Anlässlich dieses Jubiläums wurden Statistiken recherchiert und Schlüsse gezogen: Bereits ein Jahr nach der Gründung zählte der Verein 86 Mitglieder, davon waren 20 Personen weiblich. 1976, also 30 Jahre nachdem die Tiroler Künstler*schaft ins Leben gerufen worden war, verfügte diese über 254 Mitglieder, darunter 68 Frauen. Angekommen im Jahr 2019 lässt sich feststellen, dass von den 335 Mitgliedern knapp weniger als die Hälfte weiblich sind. Das Geschlechterverhältnis hat sich somit zahlenmäßig ausgeglichen. Doch was sagen diese Mitgliederzahlen nun über reale Gegebenheiten aus?

Ein Interview mit Irmengard Schöpf (Mitglied seit 1970) in dem anlässlich der Ausstellung erschienenen Katalog „Realismus. Abstraktion: Tiroler Kunst und Künstlerschaft 1951–1961“ macht deutlich, dass Studentinnen an der Wiener Kunstakademie Mitte des 20. Jahrhunderts in ein sehr schwieriges Umfeld gelangten. Um als Künstlerin bestehen zu können, war viel Eigeninitiative, Mut und Ausdauer gefragt. Obwohl der Kunstpavillon als dauerhafte Ausstellungsplattform der Tiroler Künstler*schaft um 1951 eröffnet wurde, waren die Beiträge weiblicher Künstlerinnen bis Ende der 1960er Jahre stark unterrepräsentiert, das heißt, auf zehn männliche Ausstellungsteilnehmer kam etwa ein weiblicher Beitrag.

Zweifelsohne war es für eine weibliche Künstlerin in den 1950ern oder 1960ern sehr schwierig, Fuß zu fassen. „Frauen hatten damals kaum eine Möglichkeit“, berichtet das in-



Auszug aus der Festbeilage der Tiroler Tageszeitung zur Landesgedenkenfeier am 15. August 1959 mit Illustration, Seite 13; aus der Zeitungs-Sammlung der Bibliothek Ferdinandeum (Tiroler Landesmuseum).

zwischen älteste weibliche Mitglied¹, welches seit 1948 Teil des Vereins ist. Den Berufswunsch, später einmal ihren Broterwerb mittels eigener künstlerischer Tätigkeit bestreiten zu können, musste sie (nach Abschluss der Gewerbeschule in Innsbruck und drei Jahren Studium an der Kunstakademie in Wien) aufgeben, da die Arbeit im väterlichen Betrieb und die Pflege der erkrankten Mutter fortan ihren Lebensinhalt bestimmten. Die Freude am Künstlerischen blieb jedoch immer – bis heute – erhalten. Ihre „Sonntagsarbeit“ bestand in den 1950er und 1960er Jahren aus dem Anfertigen von Illustrationen, die ergänzend zu Kulturbeiträgen in Wochenendausgaben von Zeitungen abgebildet wurden. Obwohl der Wunsch, an der damaligen Kunstszene mehr teilzuhaben, aufgrund der privaten Situation nicht möglich war, fand die heute älteste Frau in den Reihen der Tiroler Künstler*schaft damit dennoch eine Ausdrucksform, einige ihrer Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Viele künstlerisch tätige Frauen dieser Generation hatten mit ähnlichen Lebensumständen zu kämpfen. Obwohl eine Mitgliedschaft bei der Tiroler Künstler*schaft zwar gewissen Schutz und Möglichkeiten bot (zum Beispiel künstlerische Fortbildungen und Reisen), war es kaum möglich, hauptberuflich als Künstlerin tätig zu sein. Etliche Künstlerinnen waren dazu gezwungen, bei der Familiengründung

ihren Beruf an den Nagel zu hängen. Maßgeblich dafür verantwortlich kann sicher das damals sehr stark ausgeprägte Rollenbild von Mutterschaft gemacht werden. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen: Künstlerinnen, die aufgrund der Mitgliedschaft in einer Künstlervereinigung weiterhin Kontakte zu Kolleg_innen pflegten und sich um Vernetzung bemühten, erfuhren durchaus Unterstützung. Doch dabei sei es besonders wichtig gewesen, „dass sich die Frauen zusammentun“, erzählt Inge von Reusner, seit 1955 Mitglied der Tiroler Künstler*schaft. „Alleine hatte man als Frau und Künstlerin kaum eine Chance“.

Und heute? Im Gespräch mit den Frauen, die aktuell im Vorstand aktiv sind

Ogleich die Zahlen der Statistik im zeitlichen Vergleich deutlich voneinander abweichen und einen positiven Trend vermuten lassen, scheinen weibliche Kunstschaaffende damals wie heute mit ähnlichen Problemen konfrontiert zu sein. Um am Kunstmarkt bestehen zu können, ist es notwendig, hauptberuflich in der Kunstbranche tätig zu sein, was bedeutet, ständig zu produzieren, bei Wettbewerben einzureichen und immer mit neuen Ideen präsent zu bleiben. Der zeitliche und finanzielle Aufwand hierfür ist enorm. Gleichzeitig ist es vielen Künstlerinnen gar nicht möglich, von ihrer Kunst zu leben. Dadurch sind diese nicht selten gezwungen, einen oder mehrere Nebenjobs annehmen zu müssen, um ihre Existenz abzusichern. Angesichts dessen ist ein Familienleben schwer vereinbar oder zumindest mit großen Entbehrungen verknüpft. Welche Chance hat also eine Frau, hauptberuflich im Kunstbetrieb tätig sein zu können? Obwohl natürlich von den unterschiedlichsten finanziellen und sozialen Voraussetzungen ausgegangen werden muss, besteht der Eindruck, dass Kunstproduktionen von Frauen (ebenso wie deren Urheberinnen selbst) nicht nur schlechter wahrgenommen und bezahlt werden, sondern auch seltener in Ausstellungen und Galerien zu finden sind. Pauschalisiert gesagt ergeben sich die besten Chancen jedenfalls für relativ junge Künstlerinnen, die eine entsprechende Ausbildung absolviert haben und kinderlos sind. Doch selbst dann gilt es vorrangig, den Kunstmarkt zu bedienen. Dabei verkaufen sich plakative Werke, Kunst mit Wiedererkennungswert



Inge von Reusner, ohne Titel (nach der Musik von Mozart gemalt), Aquarell auf Karton (Leporello), ohne Datum: Ausstellungsansicht anlässlich der Ausstellung „Solidarische Spekulationen – Warten im Testbild“, Kunstpavillon 2018/2019.

Foto: © Daniel Jarosch

wert oder intellektueller Stoff besser als künstlerisch umgesetzte Gefühlswelten. Letztendlich bleibt es also eine Frage des „Gewissens“, marktorientiert zu produzieren – oder dem Herzen folgend Kunst zu erzeugen, die eventuell weniger einbringen wird. Um dieser Doppelfunktion des Kunstmarktes entgegen zu wirken (da einerseits ernsthafte Kunst entstehen soll, andererseits Kunstschaffende den aktuellen Trends folgen müssen, um überleben zu können) wären Transparenz und klare Richtlinien am Kunstmarkt sehr wichtig, so der Standpunkt von Nora Schöpfer.

Kunst ist auf Kapital und damit auf Kaufkraft und einen Markt angewiesen. Die für Künstler_innen grundsätzlich schwierige Selbstvermarktung gestaltet sich für Frauen offenbar noch diffiziler. Tatsächlich sieht es ganz so aus, als gäbe es hier einen geschlechtsspezifischen Unterschied. Annja Krautgasser erkennt in dem selbstverständlicheren Umgang bezüglich der Selbstvermarktung ein „anerzogenes Rollenbild“, das männliche Künstler dazu befähigt, sich relativ selbstsicher des Kunstmarktes zu bedienen. Es steht die Frage im Raum, auf welche Weise die Position einer Künstlerin gefördert werden kann, ohne dass diese seitens der Öffentlichkeit und des Kunstmarkts in eine feministische Ecke gedrängt wird. Bei der Ausstellung „screen time“ (6.12.2018 bis 2.2.2019 in der Neuen Galerie) fand eine zu dieser Thematik passende kritische Hinterfragung des Systems „Kunstmarkt“ statt. Die Künstlerin Barbis Ruder bot Künstler_innen sowie Kulturinstitutionen die Möglichkeit, sich innerhalb ihrer Ausstellung einzukaufen und damit in Form von Sendezeit selbst zu vermarkten. Diese Möglichkeit zur Selbstpräsentation sollte Künstler_innen als Unter-

stützung dienen, gleichzeitig unterlagen sie auch einem gewissen Zwang, sich selbst zu vermarkten, um möglichst viele Personen anzusprechen und erfolgreich zu sein. Die Künstlerin Barbis Ruder hat die Abhängigkeit der Künstler_innen von Publikum und Kunstmarkt in kritisch-ironischer Form (quasi als Spiegel der Gesellschaft) erfolgreich zum Ausdruck gebracht.

Um als Künstlerin mehr Präsenz in der Kunstszene zu erlangen spielt neben der Vermarktung gute Vernetzung eine wesentliche Rolle. Hier profitieren die Mitglieder des Vereins der Tiroler Künstler*schaft, denn aktive Vernetzung untereinander und die Inanspruchnahme von Informationen und Angeboten können sehr dabei helfen, im Kunstgeschehen besser involviert zu sein und wahrgenommen zu werden, findet Elisabeth Daxer. Persönliches Engagement in der Kulturpolitik kann darüber hinaus die Möglichkeit bieten, Prozesse und damit die lokale Kunstszene selbst mitzugestalten. Für Andrea Lüth stellt die Identifikation mit den Ausstellungshäusern einen weiteren wichtigen Faktor dar. Über die Vorgehensweise, wie *frau* als hauptberufliche Künstlerin erfolgreich sein kann, herrscht jedenfalls Einigkeit: ständig informiert zu sein, viel einzureichen, sich mit anderen Künstler_innen auszutauschen beziehungsweise zusammen zu arbeiten und dabei zu versuchen, bessere Bedingungen zu schaffen, indem ein immer breiteres Publikum für künstlerische Belange sensibilisiert wird. Auch das derzeit älteste weibliche Mitglied empfiehlt künstlerisch tätigen Personen rechtzeitig mit dem Aufbau von Beziehungen zu beginnen. Die Seniorin rät dazu, nicht mit dem Lernen aufzuhören und dabei jeden Tag die gleichen Dinge mit neugierigem Blick neu zu befragen, sich die Fähigkeit anzueignen, über sich selbst zu lachen – und dankbar zu sein.

Was sagt es über unsere Gesellschaft aus, dass sich heutige Kunstschaffende mit ähnlichen Problemen konfrontiert sehen wie schon im vorigen Jahrhundert? Von Kunst- und Kulturinitiativen gibt es große Bemühungen, Chancengleichheit herzustellen und Künstler_innen zu unterstützen sowie deren Projekte zu fördern. Trotzdem erfahren Künstlerinnen am Markt nach wie vor eine Benachteiligung. „Es ist die Bevölkerung, die für zeitgenössische Kunst sensibilisiert und hier tätig werden müsste“, plädiert

Maria Peters, die als künstlerische Späteinsteigerin mit besonders vielen Hürden zu kämpfen hat. Demnach fehlt eine private Käuferschicht, die abseits von den Regeln des Kunstmarkts und der öffentlichen Hand gezielte Unterstützung leistet. Die Bevölkerung sollte ihre Fähigkeit wahrnehmen, durch eine Beteiligung am Kunstgeschehen die Kunst ihrer Zeit aktiv mitzugestalten. Gleichzeitig wäre eine finanzielle Entlastung durch ein breiter gefächertes Angebot an geförderten Ateliers eine dringend notwendige Maßnahme, um die lokale Kunstszene nachhaltig zu bewahren. Die teuren Mieten führen zu einer Abwanderung von Künstler_innen, und durch das Fehlen einer Kunsthochschule vermisst Tirol jene Schicht an jungen Leuten und Studierenden, die die zeitgenössische Kunstszene aufrecht halten und fördern könnte. Damit ist es für Katharina Cibulka höchste Zeit, dass sich die Landeshauptstadt Innsbruck um mehr Flächen für aktuelle Kunst bemüht, um im zeitgenössischen Bereich wieder interessanter zu werden, Künstlerinnen bessere Chancen einzuräumen und eine reichhaltigere Rezeption gegenwärtiger Kunst zu bewirken. „Unsere pluralistische Gesellschaft braucht die Fähigkeit des trans-konstruierenden Denkens immer mehr, und welche Praxis wäre dazu exemplarischer als das Rezipieren von Kunst, insbesondere der zeitgenössischen Werke?!“, so Nora Schöpfer, die sich neben ihrer künstlerischen Tätigkeit mit diesem Themen-

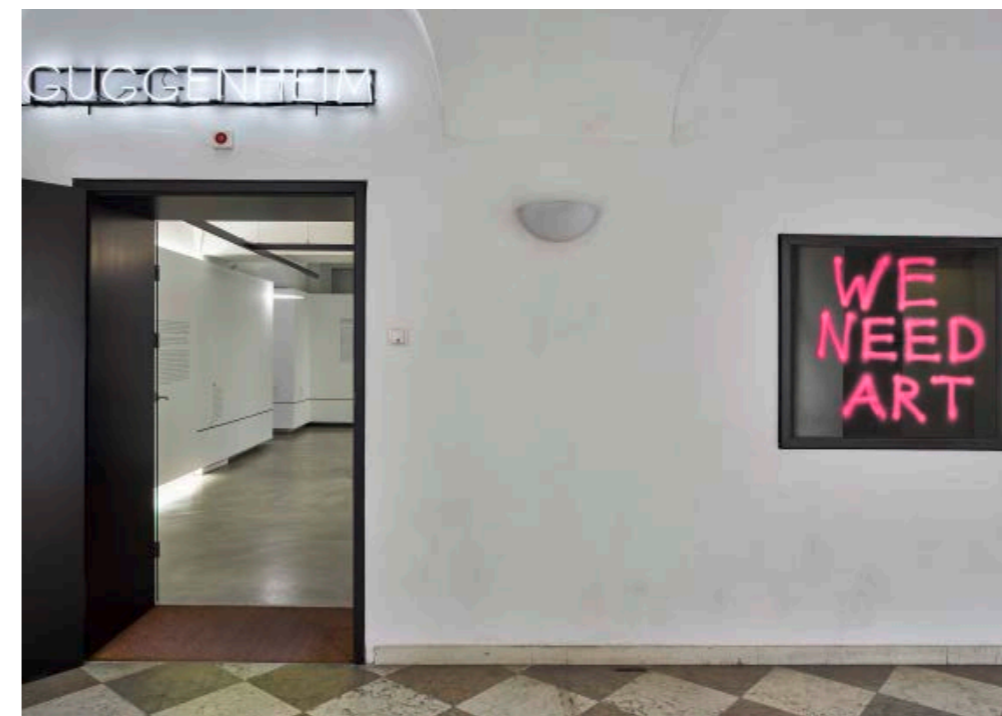
feld auseinandersetzt. Schließlich sind Kunsterfahrungen und damit einhergehend die Fähigkeit zu kritischem Denken wichtiger Bestandteil von emanzipatorischer Bildung, die letztendlich uns allen zugute kommt.

Mit einem herzlichen Dank an alle Interviewpartner_innen für die zur Verfügung gestellte Zeit und die wertvollen Informationen.

Literatur:
Sieglinde Hirn, Tiroler Künstlervereinigungen: Vereinigungen und Gruppierungen der Tiroler Künstler im 20. Jahrhundert (Diss.), Innsbruck 1980.
Tiroler Künstler*schaft (Hrsg.), Realismus. Abstraktion: Tiroler Kunst und Künstlerschaft 1951–1961, Innsbruck 2002.

Online Ressource:
Homepage der Tiroler Künstler*schaft,
www.kuenstlerschaft.at

¹ Anm. Die Interviewpartnerin möchte anonym bleiben.



Katharina Cibulka, we need art, pinkes Graffiti auf Glas: Ausstellungsansicht anlässlich der Ausstellung „70 Jahre Tiroler Künstler*schaft“, Neue Galerie 2016.
Foto: © West. Fotostudio.

HEILIGE FRAUEN IM TIROLER OBERLAND

Haben sie und ihre Überlieferungen uns noch etwas zu sagen?

Simone Gasser



Karl Mediz, Saliges
Fräulein, 1905
Foto: S. Gasser

Heilige Frauen – Heilige Weibsbilder – Heilige Madln / Bethen – Jungfrauen – Salige ... vielfältig präsentieren sich die Bezeichnungen von besonderen weiblichen Wesen und mythischen Frauen, welche in der Volksfrömmigkeit im Alpenraum seit jeher eine wichtige Rolle spielen und deren Schicksale und Taten wohl auch heute noch Bewunderung und Anerkennung hervorrufen. Wollen wir uns die Frage stellen, ob die zahlreichen Überlieferungen starker Frauengeschichten uns heute noch etwas zu sagen haben? Wie gültig ist das Gestern auch Heute noch?

Das Heute wird geprägt von Bestrebungen in Richtung Gleichberechtigung, Emanzipation, Gender Mainstreaming. Die Geschichte lehrt uns von Helden und Heiligen, von männerdominierten Epochen, in denen auch Frauen wirkten, ihr Wesen jedoch meist im Verborgenen war und blieb. Gestatten wir uns also einen Rückblick in Richtung Kulturgeschichte und schauen uns beispielhaft „heilige“ Frauen und andere etwas näher an.

Gott – Göttin – Heiliginnen

Heiligkeit und Weiblichkeit gehörten schon immer zusammen. Die Bezeichnung „Heiliges Weibsbild“ darf durchaus positiv gesehen werden, war die Bezeichnung „Weib“ doch in früheren Zeiten mit Wertschätzung und Hochachtung der Frau gegenüber verbunden, bewusst als „Weib“ hat sich schon die Hl. Teresa von Avila bezeichnet.

Im Alpenraum, als auch überall in Mitteleuropa, ist die Darstellung weiblicher mystischer Wesen in der Volksfrömmigkeit, als auch im religiösen Brauchtum untrennbar miteinander verbunden. Nicht nur die Art der Darstellung ist vielfältig, auch das Frau-Sein an sich zeigt ein breites Spektrum. Starke, kluge, furchtlose Frauen, dargestellt mit unterschiedlichen Attributen und in unterschiedlichen Konstellationen bezeugen ihre Aufgaben, welche sie damals, und womöglich auch heute noch (in zeitgemäßer Form), innehatten. Heilige Frauen – Heiliginnen – waren in erster Linie Ansprechpartnerinnen in den Sorgen und Nöten des weiblichen Alltags. Geburt und Sterben erfuhren durch sie machtvolle Unterstützung. Das sich ständig erneuernde Leben als auch der Weg ins Jenseits wurde von den Frauen behütet und wohlwollend begleitet.



Drei Bethen am barocken Seitenaltar, Pfarrkirche Meransen, um 1500
Foto: S. Gasser

Von den Saligen zu den heiligen Jungfrauen

Als weise, hilfsbereite, aber auch menschen-scheue junge Frauen präsentierten sich die Saligen Frauen. In Felsen- oder Gletscherhöhlen, als auch am Flussufer lebend, unterstützten sie jene, die um Hilfe baten. Vor allem armen Menschen griffen sie unter die Arme. Die Legende sagt, dass auf ein Treffen mit einer Saligen verzichtet werden sollte, wenn der Mond hell am Nachthimmel scheint.

Als die klassischen Schutzpatroninnen des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes gelten die drei heiligen Jungfrauen Margareta, Katharina und Barbara. Seit dem ausgehenden Mittelalter zählen sie zu den beliebtesten Heiligen, in die Gruppe der Nothelfer kamen sie im 15. Jahrhundert. Als „virgines capitales“ wurden die drei ganz besonders verehrt.



Detail der Imster Frauenfahne (alter Zustand)

Foto: S. Gasser

Die Verehrung der Jungfrau und Gottesmutter Maria bedarf einer eigenen intensiven Abhandlung. In Bezug auf das Tiroler Oberland sollte jedoch der Hinweis auf die, auch heute noch bedeutende, Tradition des Fahnentragens gegeben werden. In Imst zum Beispiel wird an den Prozessionen zu Fronleichnam als auch am Hohen Frauentag, dem 15. August, von unverheirateten Männern die *Frauenfahne* mitgetragen. Weitere Fahnen sind die *Männerfahne* sowie die Herz-Jesu-Fahne, beide werden ebenfalls von auserwählten Männern getragen. Andernorts tragen die Frauen selbst ihre Fahne, so zum Beispiel die Trachtenfrauen im Stanzertal. Unverheiratete Mädchen und Frauen tragen Fahnen zu Ehren der Jungfrau Maria, der Maria Immaculata, bei hohen kirchlichen Festen anlässlich der Prozessionen durch den Ort.

Auch Maria, als eine der wenigen weiblichen Vertreterinnen, findet sich als geschnitzte Figur auf einer der kunstvoll geschnitzten Zunftstangen, welche in der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Imst aufgestellt sind und bei Begräbnissen von Zunftmitgliedern mitgetragen werden. Die Zünfte haben und hatten in Imst immer gro-

ße Tradition und auch heute noch ist es eine Ehre, am Tinztag „aufzulegen“ und seine Mitgliedschaft zur jeweiligen Zunft mit einem finanziellen Beitrag zu unterstreichen. Weitere Heilige Frauen mit großer Bedeutung auf den Zunftstangen sind die Hl. Katharina von Alexandrien, Schutzheilige der Fuhrleute, sowie die Hl. Notburga, sie gilt als Schutzpatronin der Bauern und der Dienstmägde.

Weitere drei Jungfrauen – **die drei Heiligen Madln** – wurden vom 13. bis zum 15. Jahrhundert im deutschen Rheinland als auch in Süddeutschland verehrt: Embede, Wilbede und Warbede – auch unter den Namen Ambet, Wilbet und Worbet bekannt. Im Alpenraum, dem früheren Rätien, änderten sich die Namen und die drei wurden Aubet, Cubet und Quere oder Ainbet, Gwerbet und Wilbet genannt. Sowohl in der griechischen, in der römischen, keltischen als auch nordischen Mythologie gibt es die Vorstellung von drei Schicksalsgöttinnen. Diese Trias steht für die Erde, die Sonne und den Mond. Die Schicksalsmächte verfügen über Geburt, Leben und Tod des Menschen. Als eine feste Verankerung im Volksglauben zeichnete sich die Verehrung der drei Frauen im Mittelalter aus, in Folge wurden sie von christlichen Glaubensboten übernommen und durch Heilige ersetzt.

Eine sagenumwobene Darstellung der drei Bethen – der drei heiligen Madln - in einem kleinen sakralen Kleinod im Tiroler Oberland sollte nun näher betrachtet werden:

Sagenhaftes am Jakobsweg im Tiroler Oberland

Auf dem Tiroler Jakobsweg erreichen die Pilger das kleine Kirchlein St. Vigil in Obsaurs oberhalb von Schönwies im Oberland und die wunderbare Aussicht über das Inntal belohnt jegliche Wandersmüh'. Im 17. Jahrhundert war die Wallfahrt nach Obsaurs sozusagen „Stand des Glaubens“. Bereits 1604 kam ein Jakobspilger am Weg nach Santiago de Compostela in St. Vigil vorbei, er zeichnete mit einem Rötelstift zwei gekreuzte Pilgerstäbe und die charakteristische Jakobsmuschel an die Wand der kleinen Kirche. Unter Pilgern gilt St. Vigil als einer der wichtigsten spirituellen Orte auf dem (Nord-) Tiroler Jakobsweg.



St. Vigil, Obsaurs, Burschl mit dem Heiligtum

Foto: S. Gasser

St. Vigil

An der Stelle einer romanischen Kirche wurde um 1500 von Werkleuten der Landecker Bauhütte dieser kleine spätgotische Saalbau errichtet, die aufwendigen Wandmalereien in Fresko- und Seccotechnik stammen aus dem frühen 16. bzw. 17. Jahrhundert. Die spätgotische Kanzel zeigt sich kunstvoll mit reichem Blüten- und Laubwerk in Flachschnitzerei, der reich verzierte Rokokoaltar präsentiert Skulpturen von Johann Schnegg und ein Altarbild (Hll. Vigilius und Gallus) von Johann Georg Witwer (um 1770–80).

Über dem Eingang zeigt sich ein Tafelbild, welches drei Heilige Jungfrauen darstellt, es stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, gemalt von den Brüdern Kürle. Das alte Gemälde ist nicht mehr vorhanden – die erste Fassung dieser bildhaften Darstellung der „Drei Heiligen Madln“ könnte schon vor 1600 entstanden sein. Im Visitationsprotokoll aus dem Jahre 1602 wurde die Kirche des hl. Vigil zu Saur „in Monte vulgo St. Anbett, Vilbett und Gwerbetten“ genannt. Somit wurde in Obsaurs bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Kult dieser legendenhaften Jung-

frauen bezeugt. Weitere Orte, in welchen die „Drei Bethen“ verehrt wurden, waren Meransen im Pustertal, Schlehdorf, Leutstetten und Schildthurn in Bayern, Worms als auch Straßburg. Als Heilige wurden die „drei Madln“ von der Kirche aber nie offiziell anerkannt!

Die Meranser Drei-Jungfrauen-Legende lautet wie folgt: „Auf ihrer Flucht gelangen die drei Jungfrauen nach Latzfons, werden von dort vertrieben, ziehen weiter nach Meransen und machen auf halber Höhe des Meransener Berges erschöpft Rast. In diesem Augenblick sprudelt eine Quelle aus dem Boden, und ein Baum erwächst daselbst mit Blättern und Früchten, um den dreien Schatten und Nahrung zu spenden.“ Aus den drei heidnisch-kultischen Frauen wurden im Jahre 1650 die drei göttlichen Tugenden Spes, Fides und Caritas ... so das Visitationsprotokoll.

Die Schreibweise der Namen ist unterschiedlich, gleichbleibend ist die Legende um diese Frauen, welche mit Kult und Mythos aus der Vorzeit zusammenhängen. Bedeutend ist ihre Funktion als FruchtbarkeitsträgerInnen und RegenspenderInnen. Neben dem Hl. Vigil wurden in der frühen Neuzeit diese drei Jungfrauen als Wetterheilige um Regen, aber auch um Kindersegen angefleht!

Ainbet (Ambet) – Gwerbet (Borbet) – Wilbet

Die drei Jungfrauen auf dem interessanten Gemälde in Obsaurs tragen barocke Kleidung, jeweils eine goldene Krone zierte das Haupt. Jede von ihnen hält in einer Hand ein aufgeschlagenes Buch. Sie stehen in einer Landschaft, hinter ihnen zeigt sich, sehr detailliert ausgeführt, eine Stadtarchitektur. In der Mitte steht S. Gwer-

bet, ihr Blick ist nach oben gerichtet. Ein Sonnenzepter hält sie in ihrer linken Hand, oberhalb zeigen sich dunkle dichte Gewitterwolken. Ambet ist die junge Frau und Göttermutter, als vorgeschichtliche Sonnenfrau gilt Gwerbet (Borbet), Wilbet wird mit dem Mond identifiziert, sie gilt als kultisch-mythologische Mondfrau.

Wurden hier drei *Salige / Selige Fräulein* verehrt, wie uns die Legende erzählt? Wurde der Kult dieser drei legendären Jungfrauen mit der Zeit sinnentleert und sind wir heute davon gänzlich abgekommen?

In Obsaurs tritt der uralte Kult der drei weiblichen Gottheiten sehr deutlich hervor. Zu verstehen ist eine Mischung aus erdgebundener Religiosität der Hirten und einem tiefen Bauernglauben. Das kleine Heiligtum steht am „Burschl“, hier präsentieren sich die drei weiblichen Urgottheiten in einem echten Bauernheiligtum.

Forschungen der Vergangenheit führten die drei Jungfrauen auf eine heidnisch-germanische Göttertrias zurück. Ainbet wurde als jungfräulich-mütterliche Erdgöttin interpretiert, Gwerbet als mütterliche



Drei Madln, Tafelbild Mitte 17. Jahrhundert, Brüder Kürle, St. Vigil, Obsaurs
Foto: S. Gasser



Zunftstangen in der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Imst im Tiroler Oberland

Foto: S. Gasser

Sonnengottheit und Wilbet als Mondfrau und Glücksgöttin. Ursprünglich waren die drei also bäuerliche Göttinnen der Fruchtbarkeit und der Ernte. Auch als Helferinnen gegen Krankheit, die gefürchtete Viehseuche und vor allem bei Kindesnöten wurden sie angebetet und verehrt.

Von der Kirche nie als Heilige anerkannt, wurden die Bethen der keltischen Mythologie zugerechnet. Schicksalsfrauen also, welche sich wunderbar einfügen als Hauptgottheiten einer gynozentrisch ausgerichteten Religion. Eng verbunden mit Höhlen, Steinen, Quellen und Bergen zeigen sich die Bethen im Tiroler Oberland nicht nur als Dreieit in Obsaurs. Das Heiligtum der Ambet befindet sich in Dormitz, jenes der Borbet in Barwies und in Wildermieming jenes der Wilbet.

Mythische Frauen, weibliche Gottheiten, spirituelle Wesen, welche bei Not und Kummer um Hilfe ge-

beten und verehrt wurden und deren Kräfte wohl auch heute noch motivieren können, kreuzen immer wieder unser aller Leben. Vielfältig ist ihr Erscheinungsbild als auch die Überlieferungen, der Kult heute wohl ein anderer als in der Vergangenheit ... doch mit Gespür und Einfühlungsvermögen kann jede (und auch jeder) einen energiereichen spirituellen Nutzen aus den Legenden vergangener Zeiten ziehen.

Literaturhinweise:
Erni Kutter: Heilige Weibsbilder – gelehrt, eigenwillig, streitbar, Bozen 2015
Erni Kutter: Der Kult der drei Jungfrauen. Eine Kraftquelle weiblicher Spiritualität neu entdeckt, Norderstedt 1996
Hans Haid: Mythos und Kult in den Alpen, 1990

DAS BILD DER FRAU

Eine Spurensuche in den Mundarten Tirols

Yvonne Kathrein



Tavern scene with maid trying to fill the glass of a cavalier

© Pieter de Hooch, ca. 1652, Museum Boijmans van Beuningen

„Du bist gebenedeit unter den Weibern ...“. So habe ich das Ave Maria als Kind noch manches Mal von älteren Leuten beten hören, und jedes Mal spürte ich eine gewisse Befremdlichkeit, wenn da dieses Wort daherkam, hatte man uns doch in der Schule nicht nur einmal darauf aufmerksam gemacht, es laute nun „du bist gebenedeit unter den Frauen“. Und ich erinnerte mich an die Rügen der Lehrer, wenn die männlichen Mitschüler gelegentlich von den „Weibern“ sprachen, um – in leicht despektierlicher, häufig auch scherzhafter Manier – auf uns Mädchen zu referieren.

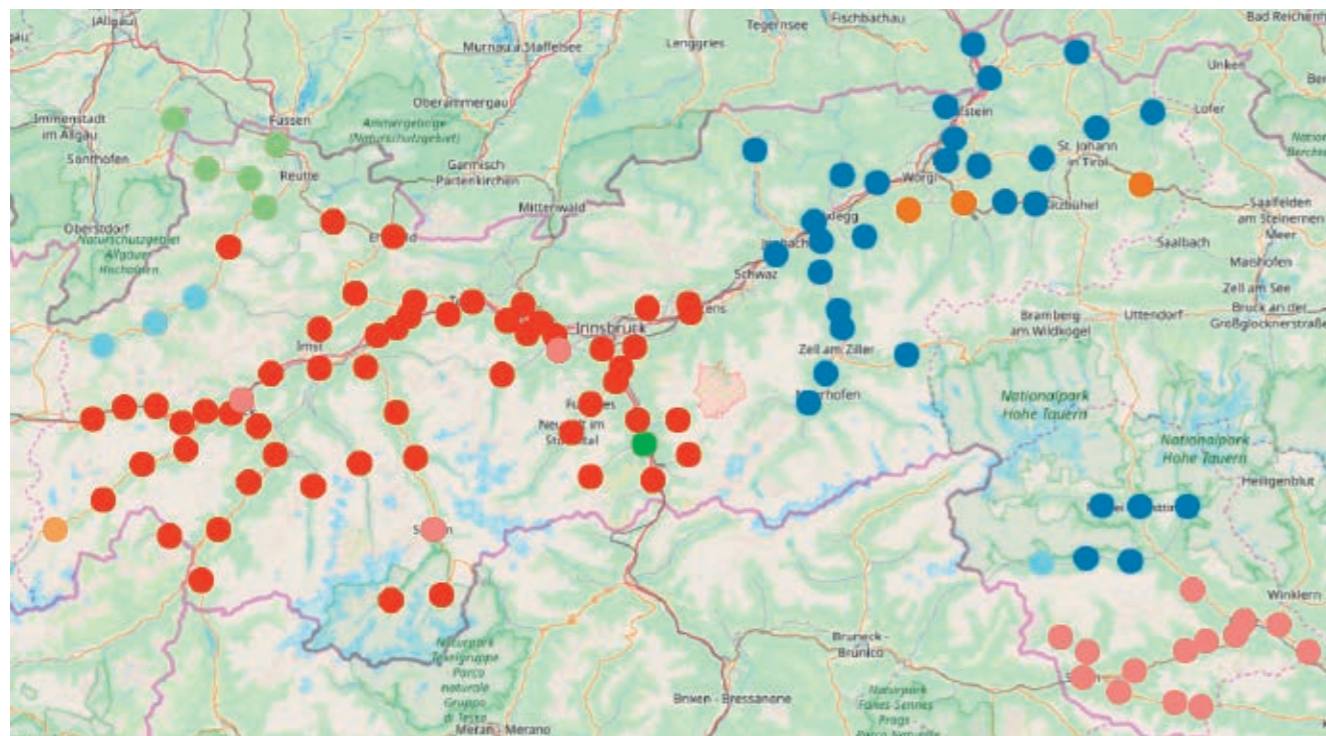
Die Moderne war also endlich auch im Paznaun der 1980er-Jahre angekommen: Das Wort *Weib* ist negativ behaftet und bezieht sich auf eine ‚unangenehme weibliche Person‘, ja es wird verwendet, wenn von der Frau als ‚Gegenstand sexueller Begierde‘ (Duden) die Rede ist. Dabei war das *wîp* in althochdeutscher Zeit, also vor etwa 1200 Jahren, ja auch noch in mittelhochdeutscher Zeit, vor etwa 900 Jahren, mit keinerlei negativen Konnotationen behaftet, sondern das Wort bedeutete einfach ‚Frau‘ bzw. ‚Ehefrau‘. Es war also für Frauen mit sozial neutralem Status reserviert. Das Wort *frouwa* bzw. *vrouwe* gab es damals auch schon. Es wurde dann verwendet, wenn man sich auf eine (verheiratete), sozial hochstehende weibliche Person bezog. Das hat sich in der Zwischenzeit gründlich geändert. *Weib* erfuhr zum Neuhochdeutschen hin eine Abwertung, und damit änderte sich auch der Status von *Frau*: Dieses Wort nahm nun den ursprünglichen Platz von *Weib* ein – auch eine Abwertung im Übrigen. Nur relikthhaft ist die frühere Bedeutung von *Frau* noch in manchen (dialektalen) Wörtern und Namen konserviert, etwa wenn vom *Hoachin-serfrauentag*, dem 15. August, die Rede ist oder vom

Absamer Gnadenbild *Unserer lieben Frau*. Auch das Wort *Klosterfrau* reiht sich hier ein. Anstelle des Platzes, den *Frau* einst einnahm, trat übrigens das aus dem Französischen entlehnte Wort *Dame*. Die Ordnung war wiederhergestellt.

Interessant dabei ist, dass das mittelhochdeutsche Pendant zu *frouwe*, nämlich *herre*, keine Abwertung erfuhr. Das Wort *Herr* wird heute noch für sozial hochstehende männliche Personen verwendet. *Mann* hingegen ist – wie im mittelhochdeutschen auch schon – sozial neutral.

Ein ähnliches Schicksal wie *frouwe* und *wîp* ereilte auch das Wort *Magd*. Be-singen wir heute noch die Mutter Gottes in „Es ist ein Ros’ entsprungen“ mit „Marie, die reine Magd“ und lassen wir sie im Angelusgebet sagen „Siehe, ich bin die Magd des Herrn ...“, so ist von dieser einstigen Bedeutung, nämlich ‚Jungfrau, unverheiratete Frau‘, heutzutage nichts mehr übrig. Auf den ersten Blick zumindest. Es hat sich nämlich im Dialekt ein Wort erhalten, das in weiten Teilen Tirols, nämlich vom Oberland und Außerfern bis ins mittlere Unterinntal, verbreitet ist und das auf den Vorläufer von *Magd* (nämlich mittelhochdeutsch *magetlîn*) zurückgeht: *Madl* und dessen lautliche Varianten *Madle*, *Madli*, *Mädle*, *Mädla*, *Mäd* und auch *Maigga* (in Galtür).

	mittelhochdeutsch	neuhochdeutsch
‚sozial hochstehende weibliche Person‘	<i>frouwe</i>	<i>Dame</i>
‚Person weiblichen Geschlechts; Ehefrau‘	<i>wîp</i>	<i>Frau</i>
‚unangenehme weibliche Person; Gegenstand sexueller Begierde‘		<i>Weib</i>



Das Mädchen in den Mundarten Tirols.

Quelle: Tiroler Dialektarchiv

- Dirn nom.sg.f.
- Dirndl nom.sg.f.
- Feel/Feechl nom.sg.
- Geiß nom.sg.f.
- Gitsche nom.sg.f.
- Madl nom.sg.f.
- Maigge nom.sg.f.
- Mötz nom.sg.f.
- Tuch nom.sg.n.
- Zeug nom.sg.n.

Das sind also allesamt Wörter, die die ursprüngliche Bedeutung in unseren Dialekten noch inkorporieren.

Ein in Tirol ebenso weit verbreitetes Dialektwort für das Mädchen ist *Dian-dl*, *Diane* oder *Diarna*, in Virgen auch *landle*. Man ahnt es, wenn man sich die heute im Standarddeutschen gültige Bedeutung von *Dirne*, nämlich ‚Prostituierte‘, vor Augen führt: Auch hier ist, zumindest im Standarddeutschen, eine Bedeutungsverfälschung eingetreten, sodass mittelhochdeutsch *diern(e)* zunächst ‚Mädchen‘ bedeutete, später dann ‚Dienerin‘ und ab dem 16. Jahrhundert ‚Prostituierte‘. Für den Dialekt gilt das nicht.

Und das vor allem in der Wildschönau, dem Brixental und Teilen des Leukentals verbreitete Wort *Mötz*? Dessen Herkunft ist nicht ganz gesichert. Es ist aber doch auffällig, wenn wir im Mittelhochdeutschen Wörterbuch unter *Metze* nachschlagen und erfahren, dass es sich dabei um ein „mädchen niedern standes, oft mit dem nebenbegriffe der leichtfertigkeit“ handelt. Noch etwas dabei ist interessant: Ursprünglich war *Metze* die Koseform des Frauennamens *Mechthild* – ein sehr häufiger Name, weshalb er irgendwann außerdem auch als allgemeine Bezeichnung für eine Frau verwendet wurde, die man nicht näher nennen wollte oder konnte. (Ähnliches geschah etwa auch mit den inflationär vergebenen Männernamen *Heinrich* und *Konrad*, die uns heute noch in ihrer Koseform als *Hinz* und *Kunz* begegnen und die man in dieser Kombination zitiert, um auf ‚jedermann‘ zu referieren.) Mit *Metze* wurden dann aber immer öfter Mädchen, im Speziellen Bauernmädchen und Mägde angesprochen (auch wenn sie auf einen anderen Namen getauft waren), und schließlich ... trat das Wort „in unehrbare bedeutung“ über, wie wir aus dem Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm erfahren. Auch hier ist wieder zu sagen: Für unsere soeben zitierten Unterländer Mundarten gilt das nicht. Dort hat sich die ältere Bedeutung ‚Mädchen‘ bislang erhalten.

Wahrscheinlich waren auch die Frauennamen *Ursula* und *Agnes* einstmal weit(er) verbreitet, denn die Bezeichnungen *Urschl* bzw. *Neas* für ein Mädchen haben sich ebenso erhalten, Letztere vor allem im Sarntal. Bezeichnenderweise geht das Adjektiv *dumm* häufig mit *Urschl* einher ... Und was wurde aus dem vielleicht noch häufigeren Namen *Maria*? Die Koseform *Moidl*. Und diese Form wiederum geht auf ein uns mittlerweile wohl bekanntes Wort zurück, nämlich *magetlîn*. Namen, vor allem häufige, und allgemeine Bezeichnungen wurden offenbar miteinander vermischt und gegeneinander ausgetauscht, sodass also eine Magd *Josefa* heißen konnte und man sie wegen ihres Standes als *Metz* ansprach; anders herum konnte ein auf den Namen *Maria* getauftes Mädchen auf *Moidl* hören, obwohl sie keine Magd war.

Kehren wir noch einmal zu den dialektalen Bezeichnungen für ‚Mädchen‘ in Tirol zurück: Auch das in Teilen des Außerferns belegte Wort *Feel(e)* bzw. *Fechl* erfuhr bislang keine Bedeutungsverfälschung. Es geht letztlich auf lateinisch *filia* ‚Tochter‘ zurück.

Unklar ist die Wortherkunft von *Gitsch(e)*. Man hat versucht, es mit dem im Alemannischen gebräuchlichen *gätsch* ‚mutwillig, übermütig, leichtfertig, frech, frivol‘ in Verbindung zu bringen. Allerdings ist das Wort in Ost- und Südtirol verbreitet, und da stärker im östlichen Teil Südtirols. Möglicherweise hat also eine neuere Deutung etwas für sich, wonach das Wort auf ladinisch *chicia* ‚Hündin‘ zurückgeführt wird. Darauf wollen wir hier aber nicht weiter eingehen.

In unseren Mundarten sind also die früheren, nicht negativen Bedeutungen für die unterschiedlichen Mädchenbezeichnungen (*Madl*, *Dirndl*, *Mötz*, *Feel*) noch erhalten. Nun dürfen wir allerdings nicht annehmen, dass die im Standarddeutschen beobachtbare semantische Abwertung von Frauenbezeichnungen (*Frau*, *Magd*, *Dirne*) und damit von Frauen bzw. Mädchen in den Dialekten Tirols nicht stattgefunden hätte. Denn alle bedienen sich, wenn sie eine Dienstmagd bezeichnen wollen, des alten Wörter-Repertoires, das einst zur Bezeichnung von Mädchen zur Verfügung stand:

Am verbreitetsten ist in diesem Zusammenhang *Dian*, *Diarn* oder *Diarna*. Interessant dabei ist, dass es

in den jeweiligen Dialekten immer eine Unterscheidung zur Bedeutung ‚Mädchen‘ gibt. Nie gibt es für ‚Mädchen‘ und ‚Dienstmagd‘ ein einziges Wort, auch nicht im oberen Lechtal, wo man zu einem Mädchen *Diarna* sagt, zu einer Dienstmagd jedoch *Moat* (was wiederum auf *maget* zurückgeht). Und in jenen Dialekten, wo die Magd die *Dia(r)n(a)* ist, wird das Mädchen entweder mit der Verkleinerungsform *Diandl* bzw. *Diane*, mit *Madl*-Formen, *Mötz*, *Gitsche* oder *Feel* angesprochen.

Welches Zwischenresümee können wir an dieser Stelle ziehen? In der Standardsprache wurden im Lauf der Zeit die Bezeichnungen für Frauen bzw. Mädchen mit zunehmend negativen Bedeutungsaspekten aufgeladen (*Frau*, *Weib*, *Magd*, *Dirne*). Im Gegensatz dazu sind in den Mundarten zumindest beim Bezug auf Mädchen die ursprünglichen, neutralen Bedeutungen konserviert. Für *Weib* gilt das mittlerweile nicht mehr unbedingt. Und es gilt auch nicht mehr für jene Wörter, die eine Dienstmagd ansprechen: *Diarn* bzw. *Moat* samt diverser lautlicher Varianten bedeutet auch im Dialekt nicht mehr ‚Mädchen‘, sondern eben bereits ‚Dienstmagd‘. Wahrscheinlich ist das aber auch schon sehr lange so: Die Abwertung des Wortes *Magd* in Teilen des Außerferns zu ‚Dienerin‘ hatte sich in der Nebenbedeutung ‚dienende Jungfrau, unfreies Mädchen‘ bereits im Alt- und Mittelhochdeutschen angekündigt, und auch *Dirne* war bereits im Althochdeutschen nicht nur die ‚Jungfrau‘ bzw. das ‚Mädchen‘, sondern eben auch die ‚Dienerin‘, die ‚Magd‘. Insgesamt ist der Dialekt aber weniger neuerungsfreudig. Das ließe sich anhand vieler anderer Beispiele zeigen.

Es drängen sich nun mehrere Fragen auf: Warum verändern sich die Bedeutungen von Wörtern überhaupt?

Weshalb haben so viele Bezeichnungen für Frauen bzw. Mädchen eine Bedeutungsverflechtung erfahren? Werden dadurch weibliche Personen auch abgewertet? Und wenn ja: Was sagt uns das im Bezug auf die Rolle der Frau in der Gesellschaft? Werden Männer auch sprachlich abgewertet? Und schließlich: Sind Dialektsprecher (oder müssen wir auch sagen Dialektsprecherinnen?) frauenfreundlicher?

Warum können Wörter also ihre Bedeutung verändern? Sie verändern sich, weil wir sie benutzen. (Das gilt im Übrigen nicht nur für die Bedeutung von Wörtern, sondern auch für ihre äußere „Gestalt“: Einzelne Laute von Wörtern sowie Wortteile werden durch ihren Gebrauch ebenso verändert.) Und je häufiger wir einzelne Wörter verwenden, desto eher sind sie verschiedenen Wandelprozessen unterworfen. Das kann man vielleicht am besten mit Gegenständen vergleichen, die man häufig benutzt: Schuhe, Putzvetten, Bleistifte, Kleider, Autoreifen etc. nutzen sich mit der Zeit ab. Und das gleiche gilt auch für Wörter. Je häufiger wir sie verwenden, desto schneller geht das. Manchmal gibt es dann zwei und sogar noch mehrere Bedeutungen (etwa bei *Decke*: ‚Tischdecke‘, ‚Gegenstand zum Zudecken‘, ‚oberer Abschluss eines Raumes‘, ‚Fell, Haut von Wildtieren‘ (Jägersprache)). Häufig sind Bedeutungsübertragungen die Ursache dafür – etwas sieht so ähnlich aus, wird für ähnliche Zwecke verwendet etc. Solche Bedeutungsübertragungen können auch in der Verschiebung von Bedeutungen resultieren (mittelhochdeutsch *kar* etwa bezeichnete zuerst eine Schüssel, heute meint man damit eine muldenartige Vertiefung im Gebirge). Und manchmal geht auch eine Wertung mit der Veränderung einher, die sowohl positiv

(etwa bei *toll*, urspr. ‚tobsüchtig, wütend‘, was sich heute noch im Wort *Tollwut* erhalten hat) als auch negativ sein kann.

Warum also häufen sich solche negativen Attribuierungen bei Frauenbezeichnungen? Werden die Bezugsobjekte, nämlich Frauen, dadurch auch abgewertet? Durch Attribuierungen werden (Wunsch-) Vorstellungen transportiert. Wenn ich denke, dass Füchse schlaue Tiere sind und ich einer Person begegne, die dieselbe Eigenschaft besitzt, werde ich diese Person also möglicherweise als *Fuchs* bezeichnen. Ich übertrage das, was ich mit dem Tier verbinde (nämlich v. a. seine Schlaueit), auf den Menschen. Das kann einmal geschehen, das kann mehrmals geschehen: Irgendwann sind schlaue Menschen jedenfalls nicht mehr nur **wie** Füchse, sie **sind** für mich Füchse. Wenn ich in althochdeutscher Zeit eine (junge) Frau als *Dirne* bezeichnete, passierte zuerst nichts. Das Wort hatte ja keinerlei Konnotation, bedeutete es ja vor allem ‚Mädchen‘. Wenn mein Weltbild aber davon geprägt war, dass Frauen Sexualobjekte sind und dass sie sich meinen Wünschen möglichst unterzuordnen haben, dann wurde das Wort mit der Zeit für mich semantisch aufgeladen. Es war in meinem Kopf nicht mehr nur einfach für (junge) Frauen reserviert, sondern auch für Frauen, die meine soeben dargelegten Bedürfnisse befriedigen. Das Wort *Dirne* bezog sich also auf ein Mädchen bzw. eine Frau, aber auch auf eine Dienerin und schließlich auf eine Prostituierte. Mit dem negativen semantischen Zuwachs ging im Laufe der Zeit aber auch ein Verlust einher: Irgendwann war das Wort negativ genug, um nicht mehr für Frauen im Allgemeinen verwendet werden zu können. Schließlich gab es Situationen, in denen es tatsächlich nicht angebracht war, auf Frauen mit einem Wort zu referieren, das ‚Dienerin‘ und ‚Prostituierte‘ bedeutete. Es wurde zum Tabu-Wort und wurde dadurch noch negativer. An seine ursprüngliche Stelle musste ein neues Wort treten. Und dem sollte es irgendwann genauso ergehen ... Damit sind zwei weitere Fragen beantwortet. Ja, mit der Bedeutungsverflechtung wurden Frauen natürlich selbst auch abgewertet – sie waren aber bereits vorher weniger wert als Männer, sonst ließe sich das immer wiederkehrende Phänomen der Pejorierung nicht erklären. Das, was mit den Wörtern *Magd*, *Weib* und *Dirne* passiert ist, wirft ein Bild auf

eine patriarchale Gesellschaft, die geprägt war von männlichen Wunschvorstellungen, wie die Frau in den Köpfen der Männer war bzw. zu sein habe.

Und das spiegelt sich auch in den Dialekten wider. Zwar nicht bei *Madl*, *Diandl* oder *Mötz*, aber bei den unzähligen Bezeichnungen für Frauen, die uns vor Augen führen, was Frauen für Männer waren bzw. sind: Sie sind unordentlich und/oder nachlässig gekleidet und werden als *Fettl*, *Plettr*, *Glangg*, *Floite*, *Klare*, *Zussl*, *Hättle* ... bezeichnet, sie sind liederlich (*Feggin*, *Fuchtl*, *Gurre*, *Fliitsche*, *Matz* ...), sie sind mühsam und geschwätzig (*Pfengge*, *Pläter*, *Haungge*, *Praatsche*, *Prättiche*, *Funzn*, *Hachl* ...), sie sind ungeschickt (*Pfnåtsche*, *Pfnaudr*, *Plåtsche*, *Trulle* ...), sie sind dick (*Pfense*, *Pfluttl*, *Plagge*, *Blåse*, *Plaat-sche*, *Pråttl(e)*, *Gengge*), sie sind alt (*Kesp*, *Råffl(e)*, *Runggunggl*, *Schåchtl*, *Schnurchl*), sie schlendern müßig herum (*Gålster*, *Flåtter*, *Flangge*, *Ggischte*, ...), sie sind wenig intelligent (*Ggoangg*, *Håppe*, *Trålle* ...) etc. Kaum einmal gibt es Wörter, die ein positives Bild der Frau zeichnen, wie das etwa für *Kuntin* ‚tüchtiges Mädchen‘ gilt. Zu diesem Schluss kommt man, wenn man das Wörterbuch der Tiroler Mundarten aufschlägt, woraus die soeben gebrachten Beispiele entnommen sind. Auch Männer kommen nicht ungeschoren davon. Sie sind alt und unbeholfen (*Triedler*, *Tschaatscher*, *Zescher*, *Ggrennggl*, *Gretscher*, *Tschaggler* ...) bzw. schwächlich (*a spilds Manndl*, *Gråsser*, *Kråcher*, *Lattl*, *Muttler*, *Treschtara*), plump/dick (*Pilmes*, *Prasotter*, *Stoffl*, *Kouze*, *Loegge*, *Wampeler*), ungeschickt (*Kloaznseppl*, *Tåscher*, *Flammer*, *Held*, *Tågg*, *Påtznlippl*, *Nåpf*), unordentlich/schlampig (*Hottler*, *Huttler*), *grob* (*Schwilch*, *Trilchl*), torkelnd (*Wenser*, *Gårggler*), redselig (*Plodrer*), klein (*Niete*, *Schnoarfer*), dumm (*Floitl*, *Ggeangg*, *Hiesl*), zaghaft (*Giggin*), furchtsam (*Zitterer*, *Hosnscheißer*).

Man möchte also meinen, dass auch im System Dialekt schon alles in bester Ordnung ist und sowohl die „Herren“ als auch die „Damen“ der Schöpfung ihr Fett abkriegen. Allerdings finden sich mehrere Beispiele, die den Mann auch in ein positives Licht rücken: Er ist tüchtig (*Karli*, *a rarer Bua*), widerstandsfähig (*Larchener*, *fest wie an Pickl*, *a kråpfs Bürschl*), schön (*Pipimann*), stark (*Keim*, *Karl/Kerl*), groß (*Stoogge*) oder lustig (*Kampl*). Zudem, und das ist wirklich auffällig, übersteigt die Menge an

negativen Ausdrücken, die für Frauen verwendet wird, bei weitem jene für Männer.

Nein, Dialektsprecher sind also nicht frauenfreundlicher. Die Tatsache, dass die Wörter für Mädchen dort immer noch die ursprüngliche, neutrale Bedeutung transportieren, hat mit der generellen Konservativität des Dialekts zu tun. Das, was man tatsächlich über Frauen denkt, das offenbart sich dann mit Blick auf die äußerst zahlreichen, negativ konnotierten Wörter, die vor allem auf ihre Charakterzüge bzw. ihr Verhalten, aber auch auf das Erscheinungsbild und ihren Verstand abzielen.

Wie gut, dass Sprache „nur“ das ist, womit wir selbst sie befüllen bzw. womit wir das Befüllen zulassen. Wenn also heute von Frauen getragene Weiberbälle, Weiberfastnachten, Weiberwirtschaften oder Weibermärkte existieren, dann ist das eine klare Ansage des „schwachen Geschlechts“ gegen jahrhundertelange Gering(er)schätzung.

Literatur:

Kramer, Johannes (2012) [1987]: Gitsche ‚Mädchen‘: Ein ladinisches Lehnwort in den deutschen Mundarten Südtirols. In: Ders.: Lateinisch-romanische Wortgeschichten (= Romanische Sprachen und ihre Didaktik, 5). Herausgegeben von Michael Frings als Festgabe für Johannes Kramer zum 60. Geburtstag. Stuttgart: ibidem, 347–354.

Nübling, Damaris (2011): Von der ‚Jungfrau‘ zur ‚Magd‘, vom ‚Mädchen‘ zur ‚Prostituierten‘: Die Pejorierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie? In: Riecke, Jörg (ed.): Historische Semantik. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, Bd. 2. Berlin/New York, 344–359.

Schatz, Josef (1993) [1955]: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Für den Druck vorbereitet von Karl Finsterwalder. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1955. 2 Bde. (= Schlern-Schriften 119 u. 120). Innsbruck: Wagner.

DER DOPPELTE BLICK – EIN GANZ NORMALES LEBEN

Porträt: Fotografin und Dichterin Mathilde Egitz

Maria Peters



Mathilde Egitz in Büsum
an der Nordsee, 2017
Foto: David Steinbacher

Hauptstraße Wörgl, brausender, lärmender Durchzugsverkehr. Ein unauffälliges Haus. Ich klinge und werde eingelassen. Ein stiller weiter Raum empfängt mich.

Das Fotostudio von Mathilde Egitz und David Steinbacher ist so gut wie leer. Man könnte auf der Stelle eine neue Arbeit beginnen – unbelastet, wie es scheint, von Vergangenen. Das Studio ebenso wie die darüber liegenden Wohnräume der Fotografin und Dichterin Egitz sind reduziert und elegant gestaltet. Erst bei näherem Hinsehen entdeckt man die Vielfalt der Aktivitäten und Interessen, die sich hier in Wahrheit den Raum teilen müssen. Die eine besondere Lebenshaltung spiegeln, wie sich in unserem Gespräch bald herausstellen sollte.

nachtmeer

es flüstert
weit
im dunkel des wassers
schlägt leichte wellen wie
ein lied
zur nacht
der schwarze himmel zählt
die sterne

es legt dir
die stimme ans herz
wärmend

teilt kleine geheimnisse aus
inmitten der unruhe
streicht mit samtener hand
über alle fährnisse
des gestern

pinselt helle
farbstreifen auf
dunkle wellenberge

mathilde egitz, büsum 25. märz 2017

Mag^a Mathilde Egitz stammt aus Kufstein, sie besuchte zuerst eine dreijährige Haushaltungsschule, begann dann ihre berufliche Laufbahn mit einer klassischen Fotolehre mit anschließender Meisterprüfung. Doch ihre Kreativität und ihr Wissensdurst drängten schon immer nach mehr. Neben ihrer Vollzeitstelle als Fotografin pendelte sie abends nach Innsbruck, machte die Studienberechtigungsprüfung und studierte anschließend Germanistik und Komparatistik. Ihre Diplomarbeit zeigt bereits den Weg ihrer Arbeitshaltung: „*Schwebend, Mitten-drin: Aspekte der Romantik in zeitgenössischer Fotografie und Literatur.*“ Sie diplomierte und erhielt ihren Magistertitel 2004.

Doch damit war es noch lange nicht genug des „Nebenbei“: Mittlerweile hatte sie auch ihren heutigen Lebensgefährten – den Fotokünstler David Steinbacher – kennen gelernt, und 2003 gründeten sie in Wörgl ihr eigenes „WEST.Fotostudio“.

In unserem Gespräch erzählte sie mir, dass das wissenschaftliche Studium ihren Blick auf die Fotografie und die Bildfindung entscheidend verändert hat. Die präzise Komposition sowohl ihrer Fotografien, wie auch ihrer Gedichte untermauern diese Selbstbeschreibung.

Präzision ja, jedoch ohne starres System, die Arbeiten von Mathilde Egitz sind keine bloßen Kopfgurten, sie sind vielmehr dichte Konzentrate eines vielschichtigen Erlebens, von direkter Beobachtung und jahrelanger intensiver Selbstreflexion.

Das Schreiben, so erzählte sie mir, begann in ihrer Jugend mit einem Tagebuch an ihre fiktive Leserin und Freundin „Amanda“. Doch mit der Zeit

verkürzten sich ihre Texte, sie wurden zu Gedichten. Lyrik und Fotografien, beides sind bei Egitz komprimierte Momentaufnahmen, aufgenommen aus zwei verschiedenen Perspektiven – der doppelte Blick, so könnte man ihre Arbeit umschreiben.

Egitz liebt die Natur. Laufen, Klettern, Bouldern, Radfahren, Wandern, Langlaufen ... Die Liste ihrer sportlichen Aktivitäten ist lange und zu ihrem 50iger „gönnte“ sie sich sogar die Teilnahme an einem Triathlon. Die Einsamkeit in der Natur, das Meditative ihrer sportlichen Betätigungen inspirieren sie, geben ihr Kraft. Daneben spielt sie Cello, macht täglich Yoga, ist ehrenamtliche Lesepatin für Flüchtlingskinder in der Schule nebenan, leitet einen Lesekreis und denkt und arbeitet, wenn auch mittlerweile nur mehr im Hintergrund, für die Grüne Liste in Wörgl mit.

matinata

schmiegt
dein herz
in meine hand
und leg die
langen schatten
deiner
morgendämmeraugen
nieder

spür deinen vielen schritten nach
die leis` verklingen
und sich wie ein feiner atemhauch
auflösen

Mathilde Egitz, 2015



Lesung von Mathilde Egitz bei der Präsentation des Magazins „und“ Ausgabe #4/2017 im Cafe Max Standard in Innsbruck
Foto: David Steinbacher

Das Pendeln zwischen dem für ihre Arbeit nötigen Rückzug und dem Suchen der Öffentlichkeit oder Gemeinschaft wird bei Mathilde Egitz auch in Form von Kunst am Bau sichtbar. In den letzten Jahren realisierte sie gemeinsam mit David Steinbacher zwei Projekte. Zuerst die Gestaltung des Eingangsbereichs einer Wohnanlage in Oberndorf



Wohnanlage Oberndorf bei Kitzbühel, 2017 Foto: WEST.Fotostudio

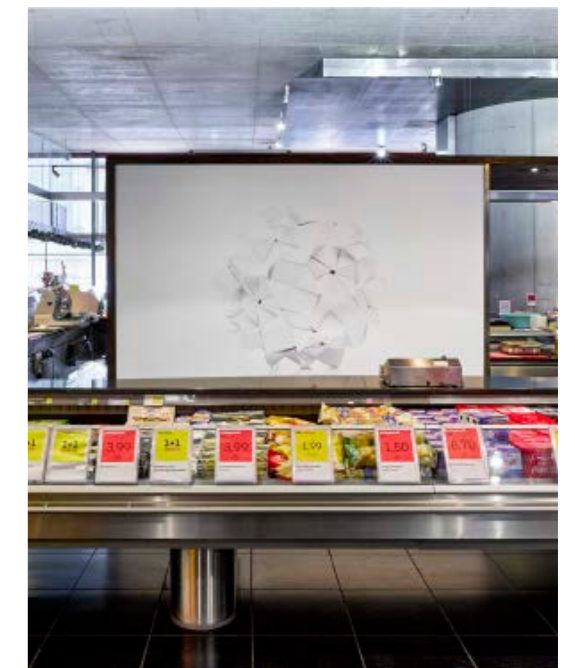
bei Kitzbühel, im vergangenen Jahr dann eine Arbeit in der Feinkostabteilung der M-Preis Filiale in Wörgl. Bei beiden Projekten übernahm Egitz die Sprachebene und überließ David Steinbacher die Bildlösung.



M-Preis Wörgl Feinkostfiliale, Wand 1 mit dem Gedicht von Mathilde Egitz, 2018 Foto: WEST.Fotostudio



Wohnanlage Oberndorf bei Kitzbühel, 2017 Foto: WEST.Fotostudio

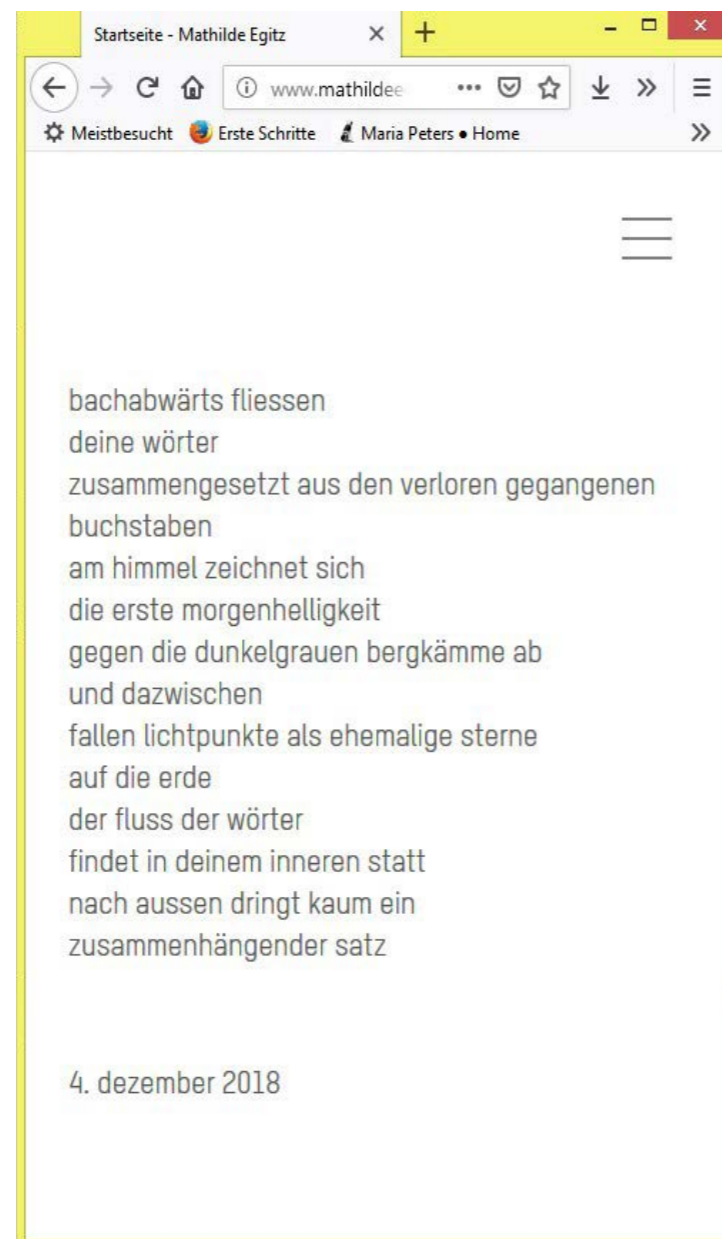


M-Preis Wörgl Feinkostfiliale, Wand 2 mit der Fotoarbeit von David Steinbacher, 2018 Foto: WEST.Fotostudio

Doch kehren wir noch einmal zurück zu den luftigen Wohn- und Arbeitsräumen, die suggerieren, dass man hier völlig befreit von vergangenem Ballast Neues schaffen kann. Die inszenierte Luftigkeit des Ambientes steht auf den ersten Blick im Widerspruch, oder doch zumindest im Widerstreit, zur Literatur von Mathilde Egitz. Denn zwar spart sie mit den Worten an sich, ihre Sprachbilder jedoch sind dicht, sie erzeugen Farben und suggerieren Abläufe, sie erzählen von einem großen Reservoir persönlicher Erinnerungen.

Ihre literarischen Wurzeln liegen im Expressionismus; laut eigener Aussage haben ihr auch der Dadaismus oder zum Beispiel die Literatur von Rolf Dieter Brinkmann wesentliche Impulse gegeben. Ihre Interpretation der Romantik in ihrer Diplomarbeit (auf die ich übrigens vor vielen Jahren in der Uni-Bibliothek Innsbruck schon einmal ganz zufällig gestoßen bin) – die romantische Haltung als eine sehr leise und ganz bewusst nicht eingreifende Beobachtung der Vorgänge in der Natur – zeigt sich nach unserem Gespräch in Wörgl in einem neuen Licht.

Weder ihre Kindheit noch ihre Jugend kann man als leicht bezeichnen. Ein stilles Mittelkind in Kufstein mit großer Sehnsucht nach einer geistigen Welt, nach kreativem Tun, nach Wissen. Der hart erkämpfte Weg dorthin spiegelt sich in ihren Gedichten. Das Motiv der Sehnsucht, die Nacht, der weite Himmel, das Meer – in diesen Sprachbildern zeigt sich ein impulsives Inneres, das versucht nicht-eruptiv oder gar destruktiv zu agieren. Ein vulkanisches Temperament, das die Anderen und die Gemeinschaft nie außer Acht lässt. Japanisch, bin ich versucht diese Haltung zu nen-



Neben ersten Veröffentlichungen in Literaturmagazinen publiziert Egitz inzwischen circa monatlich auf ihrer eigenen Homepage. Auch hier bleibt sie ihrer radikal reduzierten Arbeitsweise treu und zeigt jeweils nur ein aktuelles Gedicht. www.mathildeegitz.com

nen. Die Fähigkeit, tief zu empfinden und auch die Traurigkeiten des Lebens klar zu sehen, werden in den Gedichten von Mathilde Egitz stilisiert und ästhetisiert – sie werden zum Stillen Meer, dessen zerstörerisches Potenzial jedoch in jedem Moment mitgedacht ist.

Und eben das ist das Wesen der Kultur: Weder die Verherrlichung noch die Verdrängung der Wildheit, sondern ihre Ästhetisierung und damit Bannung zugleich.



Das Gedicht „morgenrot verdammt“ publiziert im Magazin „und“ Ausgabe #4/2017

Foto: WEST.Fotostudio

Mathilde Egitz ist also, so könnte man es zusammenfassen, auf den ersten Blick ein stiller Mensch, ein, wie man so sagt, wertvolles und fleißiges Mitglied der Gesellschaft. Doch all ihre „Nebentätigkeiten“, diese Lebenshaltung also, dass sie alle Dinge mit der selben inneren Einstellung und Konzentriertheit macht, so dass sich letztlich die Begriffe Haupt- und Nebentätigkeit ad absurdum führen – diese ihre Haltung zeigt exemplarisch, wie persönliche Freiheit und gelebte Kultur innerhalb eines „ganz normalen Lebens“ aussehen kann.

am ende jeden tages klingen
die flüchtigen momente nach

wie kleine punkte erscheinen
die glücklichen orte auf
meiner landkarte
am nördlichen ende der welt

tervo 24. juni 2018

AUF WESSEN GELD BIN ICH?

Frauenporträts aus der Münze Hall i. T.

Andrea Pancheri



Blick auf Hall in Tirol mit dem Münzerturm und drei unterschiedliche Prägungen mit Frauenporträts

Fotos: Münze Hall, KHM Museumsverband, Privat

Symbolische Kommunikation war schon seit alters her unabdingbar für jeden Herrscher. Dabei wirken aber nicht nur die großen Bauten, Denkmäler und literarischen Belege, ein für die damalige Zeit wichtiges Massenmedium der Repräsentation hatte jeder in der Tasche – das Geld. Geprägtes Edelmetall mit dem Konterfei des Münzherrn begegnete einem Untertanen tagtäglich – aber was ist mit seiner Ehefrau?

Auf Tiroler Gebiet reicht die Geschichte der Münzprägung bis weit ins Mittelalter zurück. Für die Porträtabbildung auf Münzen stellte die Übersiedlung (1477) der landesfürstlichen Produktionsstätte unter Erzherzog Sigismund „des Münzreichen“ von Meran nach Hall das Schlüsseldatum dar. Der Erfinder des Silberguldiners – später Taler genannt – schuf mit dieser Innovation den Platz für naturalistische Herrscherbilder. Aber was war mit den Ehefrauen des Erzherzogs? Eleonore von Schottland und Katharina von Sachsen wurden nicht durch die Stempelschneidekunst in Hall verewigt.

Anders die Gattinnen seines unmittelbaren Nachfolgers. Der auf das eigene Gedächtnis fokussierte Kaiser Maximilian I. hätte wohl seine helle Freude an den Veranstaltungen anlässlich seines heurigen 500. Todestages gehabt. Es zeigt, dass die von ihm gewählten Medien der Erinnerung auch heute noch nachwirken. Die Münzen und Medaillen seiner Herrschaftszeit sind wahre Kunstwerke, nicht zuletzt dank der Kunstfertigkeit des Stempelschneiders Ulrich Ursentaler. Ob Titelanahmen oder Hochzeiten, gerne wurden diese Anlässe mit neuen Münzen und/oder Medaillen gefeiert. Apropos Medaillen: Die Portraits von Maria von Burgund und Bianca Maria Sforza sucht man auf den normalen Umlaufmünzen vergeblich. Was allerdings nicht heißt, dass sie keinen Platz in der numismatischen Präsentation gefunden haben. Ihnen war die exklusive Ausführung des Geldes vorbehalten – die Medaille. Diese künstlerisch hochwertigen Prägungen erfüllten ausschließlich symbolische Zwecke. In jener Zeit waren Frauendarstellungen (außer der Gottesmutter Maria) sehr ungewöhnlich, das Medium Medaille mit seinem begrenzten Wirkungsraum bot diesen „unkonventionellen“ Darstellungen die passende Gelegenheit der Prä-

sentation. Im Gegensatz zu den Münzen mit den dort angebrachten Jahreszahlen, ist den Jahreszahlen auf den Medaillen nicht zu trauen. Wie so oft in der Geschichte kann eher etwas ausgeschlossen als bestätigt werden. Der heute sogenannte Hochzeitsguldiner mit der Abbildung Maria von Burgund ist ein gutes Beispiel dafür. Alle uns bekannten Stücke wurden in Hall in Tirol geprägt. Maximilian wurde erst nach dem Rücktritt seines Veters (Sigismund der Münzreiche) im Jahr 1490 der Münzherr in Tirol und durfte folglich auch erst ab diesem Zeitpunkt in Hall prägen – 11 Jahre nach der Hochzeit und acht Jahre nach dem Tod seiner ersten Ehefrau. Ihr widmete Maximilian gleich zwei unterschiedliche Portraits. Beide Darstellungen zeigen nur die junge Burgunderprinzessin mit Blickrichtung nach rechts. Die Unterschiede sind an der Haarpracht und der Kopfbedeckung auszumachen.

Bei Bild Nr. 1 trägt sie einen Henin, auch Burgunderhaube genannt, eine im ausgehenden Mittelalter in Burgund und Flandern sehr beliebte Haube für Frauen in Kegelform mit einem langen Schleier. Die Haare sind hierbei nicht sichtbar, im Gegensatz zur zweiten Variante (wurde in unterschiedlichen Gewichten und Größen ausgeführt – Nr. 2).



Medaille Nr. 2: Maria von Burgund mit hochgebundenem Haar
Foto: KHM Museumsverband



Hintergrund – Ausschnitt aus: Jörg Kölderer (1465/70–1540), Entwurf; Nikolaus Turing (?–1517/1518), Ausführung Maximilian I. mit Bianca Maria Sforza und Maria von Burgund (Relief vom Erker des Goldenen Dachls in Innsbruck), um 1500 Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Ältere Kunstgeschichtliche Sammlungen, Inv.Nr. P 991 (Leihgabe Stadt Innsbruck)

Foto: Innsbruck, Tiroler Landesmuseen

Medaille links: Nr. 3 – Kaiser Maximilian und Bianca Maria Sforza (Originalgröße Ø 26 mm).

Medaille rechts: Nr. 1 – Maria von Burgund mit Burgunderhaube

Fotos: KHM Museumsverband

Hier hindert keine Kopfbedeckung den Blick auf das hochgebundene lockige Haar. Maximilian wird oft nachgesagt, dass er Maria von Burgund aus Liebe geheiratet habe, Bianca Maria Sforza nur wegen des Geldes wegen. Numismatisch lässt sich diese Diskrepanz auch etwas erkennen. Den zwei unterschiedlichen Einzelportraits in drei Ausführungen für seine burgundische Ehefrau, steht eine gemeinsame gestaffelte Porträtendarstellung von Maximilian und Bianca Maria Sforza entgegen (Nr. 3). Auch die Größe der Medaillen variiert stark – für Maria von Burgund gibt es zahlreiche Exemplare im Guldiner-/Talergewicht. Der Testone, auf dem sich Bianca Maria Sforza die Porträtseite mit ihrem Ehemann teilen muss, ist dagegen ein wahres Leichtgewicht (damit nur ein Drittel so schwer wie ein Taler). Im Vergleich zu den sonstigen Prägungen während der Regierungszeit Maximilians in Hall nehmen die Medaillen mit seinen Ehefrauen nur einen geringen Prozentsatz des Gesamtvolumens ein. Durch ihre künstlerisch hochwertige Ausführung gehört ihnen ein Platz im Spitzenfeld der numismatischen Erinnerungskultur.

Ganz im Gegensatz zu den Ehefrauen der Landesherren, Kaiser und Münzherren des restlichen 16. Jahrhunderts die in Tirol prägen ließen. Weder Anna Jagiello von Böhmen und Ungarn (Ehefrau Kaiser Ferdinand I.) noch ihre Schwiegertöchter – Ehefrauen von Erzherzog Ferdinand II., die nichtstandesgemäße Philippine Welser und Anna Katharina Gonzaga – kamen in den Genuss des numismatischen Gedächtnisses. Das Zölibat unter welches sich Erzherzog Maximilian als Deutsch-



Münze Nr. 4:

Medici“-Doppeltaler, mit Erzherzog Leopold V. und Claudia de Medici

Foto: privat

ordens-Anführer unterwarf, führte dazu, dass in seiner Zeit als Tiroler Landesherr keine Frau an seiner Seite war, derer man mittels Münze oder Medaille gedenken konnte. Erst, der sein Bischofsamt niederlegende, Erzherzog Leopold V. brachte wieder eine Gemahlin ins Land. Die junge Witwe des Herzogs von Urbino und geborene Prinzessin von Toskana, Claudia de Medici schaffte was in Tirol keiner Ehefrau vor ihr gelungen war – ihr Porträt wurde tausendfach auf Umlaufgeld, gemeinsam mit dem ihres Ehemannes, geprägt. Der heute so genannte „Medici-Doppeltaler“ (Nr. 4) war nicht, wie die Medaillen Maria von Burgund oder Bianca Maria Sforza, als Einzelstück zu Geschenkzwecken konzipiert. Er war gemeinsam mit dem Halbtaler im selben Design definitiv für den öffentlichen Zahlungsverkehr vorgesehen. Ein Beispiel dafür, dass im Falle einer Geschenkprägung nicht immer ein neues Design entworfen, hat sich für diese Münze erhalten. So erging im Jahr 1629 die Anweisung an die Münze Hall 200 Goldabschläge vom Halbtalerstempel mit den Konterfeis des Erzherzogpaares für ein Geschenk an den Salzburger Erzbischof Paris Graf Lodron anzufertigen. Das Eheglück hielt nicht lange an – Leopold starb nach 7 Ehejahren im September 1632 – trotzdem wurden diese Darstellungen weit über sein Todesjahr hinaus weiterprägen.

Claudia war de facto die geschäftsführende Landesfürstin, auch wenn sie die Amtsführung nur für ihren unmündigen Sohn Erzherzog Ferdinand Carl ausübte. Die als ehrgeizige Frau überlieferte Claudia ging allerdings nicht soweit sich selbst auf numismatischem Wege zu präsentieren, sondern griff bis zur Amtsübergabe an ihren Sohn 1646 auf das altbewährte

Erscheinungsbild zurück. Nur noch kurz findet sich die Abbildung der Mutter des neuen Tiroler Landesfürsten auf dessen Prägungen. Die zwei gestaffelten Brustbilder – Claudia im Hintergrund, mit dem der Mode der Zeit entsprechend ausladenden Witwenschleier – kommen nur in den ersten Monaten der Regentschaft Ferdinand Carls zum Einsatz und wurden nur in sehr geringer Stückzahl ausgeführt (vorrangig in Gold).

Weniger Glück hatte die Ehefrau von Ferdinand Carl – das Porträt von Anna de Medici schaffte es nicht auf eine Münze oder Medaille aus Tirol. Mit dem Ende der Tiroler Linie der Habsburger, durch den Tod des unverheirateten Sigismund Franz 1665, begann erneut eine fast 100-jährige Pause in der weiblichen, numismatischen Präsentation aus Hall. Tirol und die Vorlande fielen an die Hauptlinie der Habsburger. Unter Leopold I., Josef I. und Karl VI. waren die jeweiligen Gouverneuren nur Vertreter des Herrschers, sie verfügten über ein eigenes Siegel aber nicht über die Befugnis das Münzbild zu ändern. Die Münzstätte Hall produzierte weiterhin eine große Anzahl an Umlaufgeld unter dem Namen und mit dem Porträt des fernen Herrschers, das Porträt der jeweiligen Ehefrau fand aber, wie in den Jahrhunderten davor, keinen Platz auf dem „normalen“

Geld. Für die im Barock sehr beliebte Medaille, auf der vermehrt Frauen verewigt wurden, stellte man aus Wien für Hall keine Ressourcen zur Verfügung. Wenn der Bedarf nach solchen Erinnerungsstücken gegeben war, so entstanden diese zumeist in der Münzstätte Wien.

Die wahre Blütezeit der weiblichen Präsentation begann verständlicherweise mit dem Herrschaftsantritt Maria Theresias. Die erste Zeit wurde in Hall noch mit den vorhandenen Prägestempeln ihres Vaters Karl VI. weitergeprägt. Dies hatte vor allem finanzielle und zeitliche Gründe, neue Prägewerkzeuge waren kostspielig und der vom Stempelschneider vorgelegte Entwurf musste erst durch die Kammer genehmigt werden, bevor mit der Gravur neuer Stempel begonnen werden durfte. Doch schon bald wurde der gesamte Umfang von Prägungen auf die neue Regentin umgestellt. Bis auf den Quadrans erschien auf allen Münzen bis zur Kaiserwahl ihres Ehemanns Franz I. Stephan (1745) das Porträt der jungen Maria Theresia.

Nach der Kaiserkrönung erging ein Erlass an alle habsburgischen Münzstätten, fortan die Hälfte der Prägungen unter dem Namen, Titulatur und dem Bildnis Maria Theresias und die andere Hälfte mit denen ihres Ehemannes auszuführen. Dieser propagandistisch kluge Schachzug schmälerte nicht, wie man heute meinen könnte, den Wert der Herrschaft Maria Theresias, sondern war ein weiteres Puzzelstück zur Legitimation der neuen Linie Habsburg-Lothringen. Indem auch auf österreichischen Münzen auf den Kaiser verwiesen wurde (de facto hatte er keinerlei Ansprüche auf die österreichischen Gebiete und Münzstätten), versuchte man damit für innenpolitische Stabilität



Münze Nr. 5:
Maria Theresia
mit jungem Porträt
Foto: privat



Münze Nr. 6:
Kupferkreuzer – Maria Theresia mit jungem Porträt
Foto: privat



Münze Nr. 7:
Der bis ins 20. Jahrhundert beliebte Taler
Maria Theresia mit Witwenschleier
Foto: privat

zu sorgen – das höchste Amt im Reich war wieder zurück in Habsburger Hand und jeder sollte das sehen. Der Großteil der Prägungen fiel bis zum Ende der 1740er-Jahre auf kleine Nominale, die Ausprägung von Halbtalern und Talern war den Hallern untersagt. Die in der Folge wieder aufgenommene Prägung eines Talers ist mit Abstand die größte Erfolgsgeschichte einer Münze aus den habsburgischen Landen mit einem Frauenporträt (Nr. 5).

Der Maria-Theresien-Taler kam vor allem im Fernhandel zum Einsatz. Aufzeichnungen zufolge verdrängte die neue, qualitätsvolle und wertbeständige Talerprägung aus Hall mit dem Porträt Maria Theresias den spanischen Piaster beinahe vollständig aus dem Levantehandel (ein bedeutender Umschlagplatz für den Handel von Waren aus Asien und Afrika in der heutigen Türkei). Innerstaatlich führten die finanziellen Probleme durch den Siebenjährigen Krieg zur Einführung einer Legierungsänderung bei Kleinmünzen.

Ab 1759 wurden die für den täglichen Zahlungsverkehr notwendigen Nominale (Kreuzer und kleinere Nominale) nur mehr in Kupfer ausgeführt (Nr. 6). Wie auch in sämtlichen anderen bildlichen Darstellungen änderte sich das Porträt auf Münzen von Maria Theresia nach dem Tod ihres Ehemannes (1765 in Innsbruck) – fortan ließ sie sich nur mehr mit Witwenschleier abbilden (Nr. 7). Der Versuch die Taler des neuen Mitregenten Josef II. für den oben angeführten Fernhandel zu benutzen, scheiterten kläglich. Das Porträt der Kaiserwitwe Maria Theresia war so sehr nachgefragt, dass nichts anderes übrig blieb, als auf das nur durch den Witwenschleier ergänzte Sujet zurück zu greifen – mit

lange anhaltendem Erfolg. Diese Variante des Talers wurde bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts – und damit mehr als 150 Jahre nach dem Tod Maria Theresias – als Zahlungsmittel in mehreren afrikanischen Ländern akzeptiert.

Was mit den Medaillenprägungen Kaiser Maximilians zur Erinnerung an seine Ehefrauen begonnen hatte, endete mit dem Tod Maria Theresias 1780 – die geprägte Präsentation von Frauen auf Edelmetall aus der Münzstätte Hall in Tirol. Geblieben sind künstlerisch hochwertige Exemplare von Frauenporträts, welche über die Jahrhunderte nichts von ihrer Anziehung verloren haben.

Quellen:
Eypeltauer, Corpus Nummorum Regni Mariae Theresiae, Basel 1973.
Moser/Tursky, Die Münzstätte Hall in Tirol, 1477–1665, Rum 1977.
Moser/Tursky, Die Münzstätte Hall in Tirol, 1666–1809, Rum 1981.
Winter, Die Schaumünzen Maximilians I. der Münzstätte Hall in Tirol im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums Wien, Haller Münzblätter Band 7 Heft 12/13, Hall 2011, S. 286–326.

DAS LEHRERPULT IN FRAUENHAND

Der Musiklehrerberuf aus der Perspektive Südtirols

Christine Peham



Die junge Südtiroler Musikpädagogin Lisa Lantschner, hier bei prima la musica 2019, lehrt nach ihrem Studium in Nordtirol nun in Südtirol.

Foto: © Land Tirol / Wolfgang Albery



Am Gesamttiroler Landeswettbewerb prima la musica, der 2019 in Meran ausgetragen wurde, nahmen zahlreiche Nachwuchstalente teil.

Foto: © Land Tirol / Wolfgang Albery

Zeitgleich zur Entstehung dieses Textes geht in Meran der Gesamttiroler Landeswettbewerb prima la musica 2019 über die Bühne. Seit den Anfängen dieses österreichischen Musikwettbewerbs für Kinder und Jugendliche ist Südtirol aufgrund einer Ländervereinbarung zwischen Nord- und Südtirol mit dabei. Alle zehn Jahre wird sogar der österreichische Bundeswettbewerb dieser musikalischen Großveranstaltung in Südtirol ausgetragen. Zahlreiche weitere künstlerisch-pädagogische Initiativen werden gemeinsam von Nord- und Südtirol veranstaltet, darunter Wettbewerbe, Ausschreibungen, gemeinsame Fortbildungen der Lehr- und Führungskräfte – zum Teil auch unter der Schirmherrschaft der Europaregion. Südtirol als Region, in der drei Sprachgruppen mit eben drei Musikkulturen teils nebeneinander, teils ineinander und miteinander verwoben sind, weist auch im musikalisch-kulturellen bzw. musikpädagogischen Segment enge Verbindungen zu Nordtirol auf, was den Rahmen dieses Textes aufspannen soll. Diese Verbindungslinien im Bereich der Musikpädagogik, der musikalischen Ausbildung und den musisch-kulturellen Aktivitäten sollen im Folgenden skizziert werden, um im Kern der Frage nach dem Musiklehrerberuf aus der Genderperspektive für Südtirol nachzugehen.

Musikalisch-kulturelle Vielfalt Südtirols

Südtirol gilt von jeher als Land mit einem besonders reichen Musikschaffen. Musikhistorisch verwurzelt und geprägt von einer starken Regionalkultur zeu-

gen heute zahlreiche musikalische Aktivitäten und Veranstaltungen von einem hohen kulturellen Werteverständnis. Diese Verbundenheit lässt sich auch an der kulturellen Teilhabe¹ im Vergleich zu Gesamttalien ablesen. Während im Jahr 2017 beispielsweise 15,6 % der Südtiroler Bevölkerung angibt, mindestens ein Konzert mit klassischer Musik pro Jahr zu besuchen, sind dies in Gesamttalien gerade 9,1%. Andere Musikkonzerte besuchen 34,7% der Südtirolerinnen und Südtiroler pro Jahr, für das übrige Italien sind dies mit 18,6 % nur knapp halb so viele. Was in der Sprache des Kulturmanagements als gelungenes *Audience Development* (Publikumentwicklung und -bindung) bezeichnet werden würde, hat seine Wurzeln im reichhaltigen Angebot sowie der außerordentlich regen Projektarbeit unter der Zusammenarbeit unterschiedlicher Trägerorganisationen und Verbände. Gerade den musikalischen Großverbänden, wie dem Verband der Musikkapellen, dem der Kirchenchöre Südtirols, dem Südtiroler Volksmusikreis oder dem Sängerbund sowie den Konzertvereinigungen und Musikfestivals fällt hier eine besondere Rolle mit musikpädagogischer (Aus-)Wirkung zu. Das dichte Angebot für den musikalischen Nachwuchs auf allen Alters- und Ausbildungsstufen ist nicht selten den Initiativen von Verbänden und sonstigen Kulturträgern geschuldet, so werden beispielsweise die jährlich im Sommer und Herbst stattfindenden Musikwochen über die *Landesdirektion Deutsche* und *ladinische Musikschule* koordiniert. Dazu zählen Musizierwochen für alle Instrumentalisten und Genres vom Kinder- bis zum Jugendalter, deren Ruf auch über die Landesgrenze bekannt ist. So feiert die Alpenländische Sing- und Musizierwoche am Ritten beispielsweise heuer ihr 40. Jubiläum, die auch bei

Teilnehmenden aus Nordtirol sehr beliebt ist. Der Nachwuchsförderung auf professionellem Niveau hat sich die Stadt Bozen als eine der Heimatstädte des Gustav- Mahler Jugendorchesters verschrieben. 1986 von Claudio Abado in Wien gegründet, zeigt gerade dieses Jugendorchester eine weitere enge Verbindung musikalisch-kultureller Aktivitäten zwischen Südtirol und Österreich. Hieranschließt sich freilich die Frage nach einer systematischen Bündelung dieser musikalisch-kulturellen Förderaktivitäten und schließlich die Frage nach den Ausbildungsmöglichkeiten im Bereich Musikpädagogik vor Ort an. Aus Nordtiroler Perspektive ist der Zulauf der Studienwerbenden aus Südtirol im Bereich Musikerziehung/ Instrumentalmusikerziehung für die Sekundarstufen ungebrochen. Am Department für Musikpädagogik der Universität Mozarteum Salzburg in Innsbruck sind die Studierendenquoten aus Südtirol konstant (aktuell 40, davon 23 Lehramtsstudierende), ohne dass hier gezielt Werbung betrieben würde. Freilich kehren Absolventinnen und Absolventen nach ihrem Studium auch wieder in das Bildungssystem nach Südtirol zurück und nehmen mitunter eine Vorbildfunktion in Bezug auf die Studien- und Berufswahl ein. Andererseits besteht aufgrund der Teilung der Bildungssysteme nach den Sprachgruppen in Südtirol selbst eine institutionalisierte und historisch gewachsene Form der Orientierung am österreichischen System mit einem Blick über die Landesgrenze hinweg. Als Beispiel sei hier der *Bereich Deutsche und ladinische Musikschule* genannt, der in der Funktion vergleichbar zum Tiroler Musikschulwerk, systematisch Kontakt mit dem Land Tirol und weniger mit dem Trentino pflegt, weil es im Trentino kein Musikschulwesen auf Landesebene gibt. Auch die Expertenkonferenz der

österreichischen Musikschulwerke (KOMU), die u.a. die Lehrpläne für die Musikschulen erarbeitet, führt einen ständigen Vertreter des Landes Südtirol. Im Bereich der Elementaren Musikpädagogik war diese gemeinsame Lehrplanreform richtungsweisend, sodass der fachspezifische Teil ein eigenes Kapitel für die Singklassen in Südtirol vorsieht. Blickt man nun auf die Ausbildungsangebote im tertiären Bereich, so fand sich beispielsweise vor rund zehn Jahren etwas Vergleichbares wie das Studium der Musikerziehung nur am Konservatorium Claudio Monteverdi Bozen [Biennium Zweiten Grades zur Ausbildung der Dozenten in der Wettbewerbsklasse für Musikerziehung (A31 und A32)]. In der Zwischenzeit hat sich an der Freien Universität Bozen, die durch ihre Mehrsprachigkeit vorhandenen Parallelstrukturen (z. B. sprachlich getrennten Schulsystemen) aufbrechend begegnet, der dreisprachige Master in Musikologie etabliert, der schließlich auch in Zukunft ein Wegbereiter für die Promotionsfähigkeit des Studiums vor Ort darstellen wird.

Der (Musik) Lehrerberuf – ein Frauenberuf?

Entgegen der niederen Mobilitätsrate der Studierenden Italiens (nur 5,1% in 2016 laut OECD), finden die Studienwerbende für das Studium der Musikpädagogik, nicht selten mit Abschlüssen von Instrumentalstudien im Gepäck, den Weg über den Brenner. Und obwohl die Studienwahl nicht mit der Berufswahl gleichzusetzen ist, erscheint der Blick auf den angestrebten Beruf dieser jungen Menschen auch aus der Genderperspektive lohnend, nicht zuletzt aufgrund der eingeschränkten Durchlässigkeit des Lehrberufs zu anderen Berufsfeldern. Insgesamt kann im Fall des Studiums der Musikpädagogik von einer interessengeleiteten Studienwahl ausgegangen und eine ausgeprägte intrinsische Motivation antizipiert werden, da der Weg in das Lehramt Musik nur über jahrelange künstlerische Vorbildung erfolgen kann und die Vorbereitung auf die umfangreiche Zulassungsprüfung sorgfältig geplant werden will, sodass diese Studienwahl keine Verlegenheitsentscheidung, Vermeidungs- oder Scheinwahl darstellt. Blickt man nun näher in das Feld der am Studium interessierten Personen, fällt sofort das Ungleichgewicht in Bezug auf das Geschlecht auf, was für alle pädagogischen Studienrichtungen gilt, spiegelt doch „der Lehrerberuf

in besonderer Weise die geschlechtstypischen Unterschiede bei der Berufswahl und auf dem Arbeitsmarkt“² wider. Kann man also beim Lehrerberuf von einem Frauenberuf sprechen? Die Unterscheidung zwischen Frauen- und Männerberufen wird anhand zweier Kriterien getroffen: einmal quantitativ anhand der Zahl der Personen, die in diesem Beruf arbeiten, zum anderen an den Zuschreibungen (männlich/weiblich), die man den grundlegenden Tätigkeiten dieses Berufs zuweist. Dass sich der Lehrerberuf von einer Männerdomäne wegentwickelt hat und inzwischen als frauentypisch gilt, ist historisch begründet. Schon früh gilt er als eine gesellschaftlich akzeptierte Erwerbstätigkeit für Frauen, da pädagogische Tätigkeiten und Aufgaben (Erziehen, Verantwortungsübernahme über Andere etc.) traditionell als typisch weiblich gelten und damit den Geschlechterrollenerwartungen entsprechen. Auch für die Frauen ist der Lehrerberuf immer attraktiver geworden, doch hier lohnt ein genauerer Blick, ist doch die Präsenz des weiblichen Geschlechts in dieser Berufsgruppe seit jeher entschieden vom Beschäftigungsausmaß und der Schulform bzw. -stufe abhängig.

Laut Statistik der OECD³ (2016) sind in Österreich 66,1% aller Lehrkräfte weiblich, die Perspektive auf die unterschiedlichen Bildungsbereiche zeigt im tertiären Bereich 42,7%, im Sekundarbereich 65,1% und im Primarbereich 91,6% weibliche Lehrpersonen, im Elementarbereich 98,5%. Für Italien entfallen im tertiären Bereich 37% auf weibliche Lehrpersonen, im Sekundarbereich 68,6%, im Primären 95,9% bzw. Elementaren sogar auf 98,9%. Der Lehrerberuf ist also auch in Italien, respektive in Südtirol, in Abhängigkeit von der Schulstufe zurecht weiblich konnotiert. Diese vertikale Segregation innerhalb des Lehrberufs hat sich im Verlauf der letzten 100 Jahre kontinuierlich verfestigt: Während statistisch betrachtet Männer eher zur Vermittlung von Fachwissen an Jugendliche an der Sekundarstufe und schließlich auch zur Übernahme von Leitungsaufgaben an Schulen tendieren, liegen die Erziehung und der Unterricht jüngerer Kinder stark in weiblicher Hand. Begründungen hierfür sind historisch gewachsen, blieb doch das gymnasiale Lehramt lange den Männern vorbehalten, nicht zuletzt da es den Zugang zu Universitäten voraussetzt. Die Zulassung für Frauen als ordentliche Hörerinnen erfolgte 1897 in Österreich zunächst an philosophischen Fakultäten, allerdings nur für Frauen mit

österreichischer Staatsbürgerschaft und bestandener Matura, die bis dahin nur extern oder als Privatistin abgelegt werden konnte. Mit ministerialem Beschluss von 1898 konnte die Matura an gymnasialen Mädchenschulen regulär abgelegt werden. Der Zugang zu den weiteren Fakultäten wurde den Frauen erst nach und nach erschlossen. Um die Jahrhundertwende gab es einen hohen Bedarf an Lehrkräften und die Frauen begeisterten sich für den Lehrerberuf trotz der deutlich schlechteren Bedingungen, die sie im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen vorfanden: schlechtere oder keine Ausbildung, weniger Gehalt und Auflagen wie das *Lehrerinnenzölibat* (keine weitere Erwerbstätigkeit nach Heirat), der Einsatz vorbehaltlich in Mädchenklassen, keine oder späte Erlaubnis zur Schulleitung bildeten nur einige Rahmenbedingungen für die pädagogische Erwerbstätigkeit der Frauen. Trotzdem nahm der Zustrom der Frauen in den Lehrerberuf nicht ab, sodass es nach 1945 heißt, die „Pflichtschule wird Frauensache.“⁴

Der Beruf des Musiklehrers wurde erst 1922 mit der Überführung des Gesangsunterrichts in das Unterrichtsfach Musik im Zuge der Kestenbergreform eingeführt, die zugleich eine Reformierung und Akademisierung der Ausbildung bewirkte. Da die Normierung der Musiklehrerausbildung später als bei anderen Schulfächern stattfand, bleibt unklar, welche Qualifikation die unterrichtenden Personen und da speziell die Frauen hatten. Auch in den Schulen bestanden unterschiedliche Ausbildungscurricula für den Musikunterricht von Jungen und Mädchen bis weit in das 20. Jhd., weil Männern und Frauen unterschiedliche Begabungen zugeschrieben wurden, sodass die heutige Unterrepräsentanz der Frauen in künstlerischen Studien-

fächern wie *Komposition* oder *Dirigieren* auf eine lange historische Tradition zurückblicken kann. In den Mädchenschulen wurden die Schülerinnen im Fächerverbund der literarisch-ästhetischen Fächer (Musik, Literatur, Französisch, Zeichnen) für spätere Fächerwahlen vorgeprägt. Erst der Bedarf an weiblichen Arbeitskräften führte ab 1900 zur schrittweisen Angleichung des Fächerkatalogs an Mädchenschulen an den der Knaben. Eine Ausnahme stellt auch hier das Fach *Gesang* dar, das sowohl im pädagogischen Bereich lange vor dem Fachlehrerprinzip einen Teil der Volksschullehrer- und -rinnen mit Prüfung legten diese 1906 in Preußen ab), als auch im künstlerischen Bereich, wo es Berufssängerinnen bereits seit dem 18. Jahrhundert gibt. Ein Blick in die Historie der Musikberufe zeigt einen ähnlichen Verlauf: Die Beteiligung der Frau am Musikleben (jenseits der Volksmusik) ist historisch betrachtet im 17. Jahrhundert zu verankern und dennoch blieb der Zugang zu Orchestern den Frauen bis ins 20. Jahrhundert verwehrt. Die

klavierspielende Dame oder der weibliche Gesang im hauseigenen Salon gehörte zum guten Ton und sicherte den Töchtern gutbürgerlicher Häuser zwar eine Form des musikalischen Unterrichts, der jedoch nicht als Ausbildung für einen (künstlerischen) Beruf gedacht war.

Vom Nachwuchs zum Vorbild, von Berufswünschen und Leitbildern

Auch wenn man glauben wollte, Kinder würden mittlerweile gänzlich andere Berufe (Stichwort *Influencer*, *Blogger* oder *Youtuber*) auf die Frage nach ihren Traumberufen nennen, so bleiben ihre Antworten auch heute noch sehr klassisch. Laut einer Studie der Appinio GmbH von Mai 2017⁵ wollen 22% der Mädchen Tierärztin, 9% Lehrerin und 8% Ärztin, bei den Jungen 19% Polizist, 10% Pilot und 6% Feuerwehrmann werden. Der Lehrerberuf bleibt also weiterhin in Frauenhand und mit einem Blick in Südtirols Oberschulen gilt das auch für den Musiklehrerberuf. Beim Vergleich der aktuellen Zahlen⁶ der bevorzugten Schultypen und Fachrichtungen an Südtirols Oberschulen sind eindeutig geschlechtstypische Präferenzen zu beobachten: männliche Oberschüler bevorzugen technologische Fachoberschulen und weibliche Schülerinnen sozialwissenschaftliche Gymnasien. Im Schuljahr 2018/19 sind 9.149 Schü-



An den Südtiroler Oberschulen mit musikalischem Schwerpunkt sind dreiviertel der Schüler weiblich. Foto: © Land Tirol / Wolfgang Albery

ler und 10.585 Schülerinnen an Südtirols Oberschulen eingeschrieben. Betrachtet man hierbei speziell die Verhältnisse für den musisch-künstlerischen Bereich, so sind am Kunstgymnasium von den 884 Schülern über 76% weiblich, am Sprachgymnasium mit Landesschwerpunkt Musik von den 115 Personen über 77% weiblich und am sozialwissenschaftlichen Gymnasium mit dem Landesschwerpunkt Musik von den 435 Personen sogar über 79% weiblich. Die Zukunft wird zeigen, welche unter all diesen ihre musikalische Ausbildung teils in Süd-, teils in Nordtirol fortführen werden und vielleicht sogar ihre Studien- und Berufswahl in diesem Bereich treffen. Und wenn sie ihr Lebensweg wirklich in ein Studium der Musikpädagogik führt, schließt sich so mancher Kreis. Die eingangs erwähnten Musizierwochen, die wohl die meisten der Südtiroler Musikstudierenden einst als Teilnehmende im Kindes- und Jugendalter besucht haben, nehmen auch für den künftigen Lehrendennachwuchs eine Schlüsselrolle ein. Die pädagogische Praxis, die die Studierenden während der Ferienmonate nun auf der anderen Seite als Betreuende erwerben, ist für die berufliche Vorbildung von unschätzbarem Wert. Auch die rege Beteiligung von Südtiroler Musikerinnen und Musikern in Ensembles, (Kammer-)Orchestern und Chören über die Landesgrenzen hinweg, zeigt den Bestand der skizzierten Verbindungslinien innerhalb der Region. Vorbildfunktion für überregionales Wirken nehmen hier prägende Frauenfiguren der Kunst-, Kultur- und Ausbildungslandschaft ein, wie zum Beispiel die Südtiroler Pianistin Marlies Nussbaumer. Als Universitätsprofessorin für Klavier an der Universität Mozarteum trug sie maßgeblich zur Erschließung der Klaviermusikgeschichte Tirols bei, zahlreiche (Erst-)Einspielungen, auch auf historischen Instrumenten sowie Herausgaben und Uraufführungen bis dato unveröffentlichter Werke tragen Zeugnis davon. Oder auch in der zeitgenössischen Musik finden sich Leitfiguren: Weit über die Tiroler Landesgrenzen hinaus hinterlässt die Südtiroler Komponistin Manuela Kerer ihre Spuren. Ihre Werkliste umfasst von Miniaturhaftem bis zur musikalischen Großform mittlerweile alles – nicht selten mit illustrem Instrumentarium. Mit Preisen und Auszeichnungen gekürt, kann sie jungen weiblichen Komponistinnennachwuchs in Süd- und Nordtirol Vorbild sein – was implizit auch als eine Form des musikpädagogischen Wirkens begriffen werden kann.



Das Musiktheaterstück „Villa Wunder“ der Südtiroler Komponistin Manuela Kerer begeistert das junge Publikum ab 5 Jahren bei den *klangspuren* in Schwaz. Foto: ©Carla Veltman

- ¹ Landesinstitut für Statistik ASTAT, Kulturelle Aktivitäten der Südtiroler – 2017, online verfügbar unter: https://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=4&news_article_id=619566 [Zugriff: 20.02.2019]
- ² Neuhaus, D. (2008). *Perspektive Musiklehrer/in. Der Berufswahlprozess von Lehramtsstudierenden mit dem Unterrichtsfach Musik* (Musicologia, Bd. 3, 1. Auflage). Köln: Verlag Dohr.S.74
- ³ OECD. (2018). *Women teachers (Indicator). Education resources*, online verfügbar unter <https://data.oecd.org/eduresource/women-teachers.htm> [Zugriff 20.02.2019]
- ⁴ Nachbaur, U. (2011). *Lehrerinnenzölibat. Zur Geschichte der Pflichtschullehrerinnen in Vorarlberg im Vergleich mit anderen Ländern* (Veröffentlichungen / Institut für Sozialwissenschaftliche Regionalforschung, Bd. 8). Regensburg: Roderer Verlag.S. 179ff.
- ⁵ Landesinstitut für Statistik ASTAT, Oberschulen – Schuljahr 2018/19, online verfügbar unter https://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=4&news_article_id=623627 [Zugriff: 20.02.2019]
- ⁶ Appinio GmbH. (2017). Studie zu Traumberufen: Das sind die Berufswünsche der Kinder von heute, online verfügbar unter <https://www.appinio.com/de/blog/studie-zu-traumberufen-berufsw%C3%BCnsche-der-kinder-von-heute> [Zugriff: 20.02.2019]

DREI FRAUEN UM KAISER MAXIMILIAN I.

Beate Gschwentner



Familie Kaiser
Maximilians I.
Bernhard Striegel, 1516
© KHM-Museumsverband

Im Trubel der zahlreichen Ausstellungen zum 500. Todesjahr Kaiser Maximilian I. möchte ich hier das Augenmerk der LeserInnen auf drei Frauen lenken, die im Leben Kaiser Maximilians eine bedeutende Rolle gespielt haben: seine Mutter Kaiserin Eleonore von Portugal, seine erste Gemahlin Maria von Burgund und die zweite Gemahlin Bianca Maria Sforza.

Eleonore von Portugal

Wenden wir uns zunächst seiner Mutter Eleonore von Portugal zu. Mit neun Jahre bereits Vollwaise wuchs sie am portugiesischen Hof auf. Ausschlaggebend für die Hochzeitsanbahnung zwischen ihr und Maximilians Vater Friedrich III. war eine burgundische Gesandtschaft, die Friedrich III. in Wiener Neustadt aufsuchte. Friedrich ließ ein Bild und ein Horoskop seiner Auserwählten anfertigen, was damals den Gepflogenheiten entsprach. 16-jährig heiratete Eleonore ihn im Petersdom in Rom, wo ihr Gemahl drei Tage später zum Kaiser gekrönt wurde. Die erste Pflicht der Gemahlin eines Herrschers war, Kinder zu gebären, um die Dynastie zu erhalten. Dem kam Eleonore nach. Insgesamt sechs Kinder schenkte sie Friedrich, von denen aber nur zwei die ersten Monate überlebten: Maximilian und seine Schwester Kunigunde. Um sich schneller integrieren zu können, begann Eleonore bereits in Portugal, Deutsch zu lernen. Auf ihrer Seereise nach Italien zur Hochzeit intensivierte sie es, so dass sie bereits bei ihrer Ankunft ohne Übersetzer zurechtkam. Sie schrieb persönlich zahlreiche Briefe, die in einem fehlerlosen Deutsch verfasst wurden. Speziell die Geburt ihrer Söhne teilte sie namhaften deutschen Reichsstädten handschriftlich persönlich mit. Ihre Zeit am portugiesischen Hof war geprägt von prunkvollen Festen und Zeremonien, was ihr am Wiener Neustädter Hof abging. Ihr Gemahl war zwar ein gekrönter Kaiser, aber alles andere als reich. Maximilian erbte wohl sein Faible für aufwendig inszenierte Feste von ihr.

Zwei Belagerungen von Wien musste sie miterleben. Maximilian erlebte sie hierbei als tapfere Frau, die sich unters Volk mischte und sich deren Sorgen anhörte, um später dann beim Kaiser zu vermitteln. Trotz ihres eigentlich heiteren Gemüts hinter-



Eleonore von Portugal 1434/37–1467
© KHM-Museumsverband

ließen diese Ereignisse, vor allem die Plünderung auf der Flucht aus Wien einen bitteren Beigeschmack bei ihr und schwere Enttäuschung über den lethargischen Charakter Friedrichs. Großes Einvernehmen herrschte zwischen Eleonore und Maximilian, der sie wegen ihrer Schönheit, ihre Warmherzigkeit und Großzügigkeit bewunderte. Schon als Kind kämpfte er im Turnier für seine geliebte Mutter. Leider starb sie allzu früh im Alter von knapp 31 Jahren.

Maria von Burgund

Die Vermählung mit Maria von Burgund war eine äußerst politische, wenn sie sich auch als Glücksfall erwies. Maria galt damals als reichste Erbin Europas. Erwähnt werden muss, dass schon eine familiäre Bande bestand: Maximilians Großvater mütterlicherseits und Marias Großmutter

väterlicherseits waren Geschwister. Vorher mehrfach verhandelt wurde der Hochzeitsplan auf dem Reichstag von Trier 1473 beschlossen. Er scheiterte allerdings am ehrgeizigen Plan von Marias Vater, Herzog Karl der Kühnen von Burgund, der von Kaiser Friedrich III. forderte, ihn zum Römischen König zu krönen, und als sich Friedrich darauf nicht einließ, zumindest zum König eines eigenen Königreichs Burgund gewählt zu werden, was auch nicht gelang. Drei Jahre später willigte Karl der Kühne schließlich bedingungslos ein. Maximilian war sein Lieblingsehekandidat für seine einzige Tochter. Kurz darauf verstarb Karl im Januar 1477 unerwartet und Maria wurde seine Nachfolgerin.

Wider Erwarten wurde die Nachfolge der fast 20-jährigen Maria nicht wahrhaft angezweifelt. Ihre Untertanen mochten die äußerst hübsche und natürlich wirkende Prinzessin, die nicht nur früh die Mutter, sondern nun noch den Vater verloren hatte. Karl der Kühne hatte dafür gesorgt, dass Maria ab ihrem 18. Geburtstag Einblick in die komplexen Staatsgeschäfte nahm, was ihr nun zu Gute kam. Zahlreiche Herausforderungen hatte sie nun nach dem Tod ihres Vaters zu bewältigen. Dem französischen König Ludwig XI., ihrem Patenonkel, der die Situation ausnutzte und das Stammland Burgund schnell einnahm, schickte sie einen Protestbrief und eine Abordnung aus zwei Vertrauten zu Verhandlungen. Um die aufkommende Unruhe im Land zu beruhigen, berief sie die Generalstaaten ein, unterstrich selbstbewusst ihre rechtmäßige Herrschaft und wies darauf hin, was sie gegen den französischen König unternommen hatte. Aufgrund der Unruhe im Land war sie aber gezwungen, den Städten mehr finanzielle Freiheiten und Privilegien



Maria von Burgund 1457–1482 © Tiroler Landesmuseen/Hofkirche

zugestehen. Im März 1477 war sie bei einer Sitzung des Genter Stadtrates, als man ihr eröffnete, dass man ihren Brief und ihre Gesandtschaft an den französischen König als Hintergehung der Interessen der Stände betrachtete. Die Stände hatten nämlich unabhängig von Maria ebenfalls Gesandte zu Ludwig XI. geschickt, der diese Situation doppelzünftig für sich ausnutzte, um Unruhe in Burgund zu stiften und seine eigenen Forderungen an Maria durchzusetzen. Maria selbst sah die Genter Bürger nicht als Schuldige, sondern ließen ihre zwei Vertrauten festnehmen. Maria wurde gedrängt, einer Untersuchung zuzustimmen, die die beiden zum Tode verurteilte. Als sie davon erfuhr, eilte sie ohne Schutz zum Sitzungssaal des Rathauses, um sich für die beiden einzusetzen. Im Sitzungssaal konnte sie eine Aufschiebung erreichen, vor dem Rathaus aber wartete das aufgebrachte Volk.



Bianca Maria Sforza 1472–1510 © Tiroler Landesmuseen/Hofkirche

So trat sie mutig auf den Rathausbalkon, um das Volk um Gnade für ihre zwei Vertrauten zu bitten. Kurzfristig konnte sie dort eine Mehrheit für sich gewinnen, nach nochmaliger Beratung wurde die Hinrichtung beschlossen. Nach dieser empfing sie einige Ratsherren, die ihr ihren Entschluss erklären mussten. Großzügig verzieh sie den Gentern, wusste sie doch, dass es hier auch um sie ging. Mit diesem Auftritt vor der Menge gewann sie ihre Untertanen wieder für sich.

In dieser Zeit wurden viele ihrer Vertrauten, u. a. ihre stets unterstützende Stiefmutter Margarete von York, aus Gent verbannt. Sie stand unter ständiger Beobachtung. Umso wunderlicher, wie sie es schaffte, Maximilian einen Brief zu schicken mit der Aufforderung, sein Eheversprechen endlich einzulösen. Alle anderen Hochzeitskandi-

daten kamen für sie nicht in Frage. Fünf Monate später traf Maximilian in Gent ein. Er eilte zur Burg, betrat den Innenhof, wo Maria ihn bereits erwartete. In den Anblick des anderen versunken standen sich beide wortlos gegenüber, bis ihn Maria begrüßte und küsste. Maximilian erzählte später, dieses erste Aufeinandertreffen sei das schönste Liebeserlebnis seines Lebens gewesen.

In kürzester Zeit lernten beide die Sprache des anderen. Das Zusammenleben gestaltete sich sehr harmonisch aufgrund vieler gemeinsamer Interessen wie das Reiten und die Jagd, um nur einige wenige zu nennen. Ihr beider Talent zur Politik wurde durch die Ergänzung ihrer Charaktere umso stärker. Er war tatkräftig und schnell entschlossen, sie ausgleichend und vermittelnd mit dem Volk. Beide waren bereit, um Krieg führen zu können, einen Teil ihres Privatbesitzes zu veräußern.

Mit der Geburt des Thronfolgers Philipp 10 Monate nach der Eheschließung wurde Maximilians Ansehen gestärkt. Anderthalb Jahre später folgte die Tochter Margarete. Im Alter von nur 25 Jahren starb Maria an inneren Blutungen infolge eines Jagdunfalles.

Bianca Maria Sforza

Nun hatte es Maximilian alles andere als eilig, sich wieder zu vermählen. Sein nächstes Ziel war die Kaiserkrönung in Rom, wofür er allerdings dringend Geld benötigte, konnte er doch nicht bettelarm in Rom einziehen. Nachdem ihm der französische König, diesmal Karl VIII., seine Verlobte Anne de Bretagne vor der Nase weggeschnappt hatte, kam ihm nach dem Tod seines Vaters Friedrich III. nichts

gelegener als das Angebot von Lodovico il Moro Sforza, sich mit dessen Nichte Bianca Maria zu vermählen. Eine Mitgift von 400.000 Dukaten hatte er gefordert und erhalten. Die Sforzas erhofften mit dieser Ehe, nun legitim von Maximilian mit Mailand belehnt zu werden. Die Sforzas, eine erfolgreiche Söldnerfamilie, jedoch nicht adelig, hatten durch eine geschickte Heirat die Macht in Mailand ergriffen.

Bianca Maria, 21-jährig, war sich nicht sicher, ob es nach dem langen Hin und Her vorheriger Verlobungen diesmal endgültig etwas werden würde mit dem versprochenen Maximilian. Im Dezember 1493 machte sie sich auf dem Weg nach Tirol, wo sie von Erzherzog Sigmund und dessen Gattin herzlich empfangen wurde. Nur ihr Gemahl ließ sie noch zweieinhalb Monate Zeit. Als sie ihn dann das erste Mal in Hall erblickte, fiel sie vor Ehrfurcht auf die Knie vor ihm.

Bianca Maria hatte Lesen, Schreiben und Latein gelernt ebenso wie Tanzen und Handarbeiten. Ihr Onkel sorgte nicht dafür, dass sie vor ihrer Abreise nach Tirol etwas Deutsch lernen konnte, was ihre Integration sicher vereinfacht hätte. Während ihrer 17 Jahre in Tirol wurde dies aus welchen Gründen auch immer nicht nachgeholt. Mit dem Kaiser unterhielt sie sich auf Italienisch.

Leider stellte sich der erhoffte Kindersegen nicht ein. Zu gerne hätte Bianca Maria Maximilian Kinder geschenkt, aber es sollte einfach nicht klappen. Oft warf man es ihrer „unordentlichen Hofhaltung“ vor. Neuere Forschungen vermuten dahinter eine Erkrankung, Morbus Basedow genannt. Auf Gemälden fallen ihre stark hervortretenden Augen auf, die man

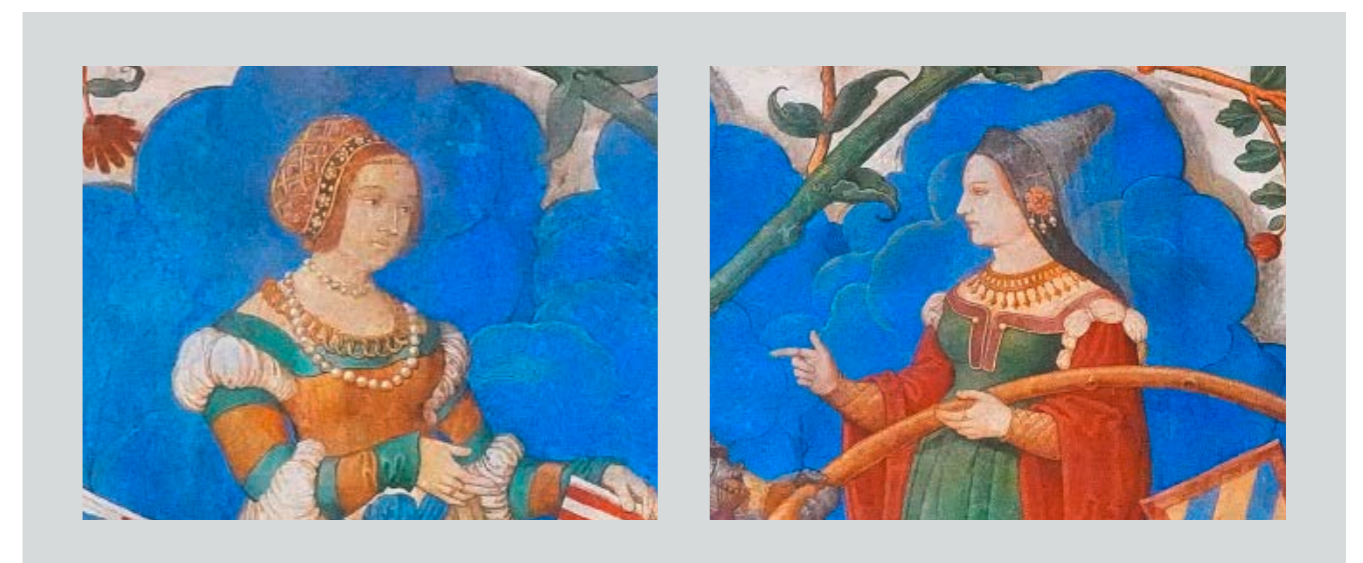
dieser Schilddrüsenüberfunktion zuschreibt, die die Augenhöhlen angreifen kann, was die Augen vortreten lässt. Unter anderem kann diese Erkrankung bei Frauen durch den gestörten Hormonhaushalt zu Unfruchtbarkeit führen. Aber was wusste man damals schon von dieser Krankheit? Man griff schnell zum Allheilmittel des Aderlasses. Um ihrem Kinderwunsch nachzukommen, berichtete man u. a. von einer kleinen Elena, die sie aufgenommen hatte. Später kümmerte sie sich um ihre Mailänder Nefen, die ohne Mutter aufwuchsen.

Sicher nicht unwesentlich ist, dass sie unter Heimweh und Einsamkeit litt. Zwar liebte sie Tirol, aber zu gerne wäre sie ab und zu nach Mailand gereist, um ihre Familie zu besuchen. Darüber aber hatte Maximilian zu entscheiden, und den Liebreiz und das Selbstbewusstsein einer Maria von Burgund besaß sie nicht, um ihren Gatten davon zu überzeugen. Selbst wenn sie mit Maximilian reiste, bei dem sie nach eigenem Bekunden am liebsten war, waren sie oft getrennt. Oft musste sie länger an einem Ort verweilen als ihr Mann, da ihr Aufenthalt mitsamt ihrem Hofstaat von durchschnittlich 200 Personen beglichen werden musste. Bezahlen musste die Tiroler Raitkammer, die oft nicht über die Mittel verfügte, um auch noch die Spesen von Bianca Maria zu übernehmen. Nach dem Reichstag von Konstanz 1507 musste sie beinahe zwei Jahre dort bleiben, bis sie ausgelöst werden konnte. Bevor wir von einer Verschwendungssucht seitens Bianca Maria sprechen, mögen wir uns zuerst die Frage stellen, wohin ihre Mitgift geflossen ist, die eigentlich für ihren Hofstaat vorgesehen war. Maximilian jedenfalls kam gar nicht bis Rom vor, die Venezianer ließen ihn nicht durch ihr Gebiet. Somit ließ er sich in Trient zum „Erwählten Römischen Kaiser“ ausrufen. Bianca Maria Sforza starb am 31. Dezember 1510 im Alter von 38 Jahren wohl an den Folgen der Wassersucht in der Innsbrucker Hofburg. Begraben wurde sie im Zisterzienserstift Stams.

Wenn wir uns alle drei Frauen nochmals vor Augen führen, war es seine Mutter, die sein Frauenbild prägte. Sein Temperament hatte er sicher von ihr. Bereits mit acht Jahren wurde er Halbwaive und hat seine Mutter sein Leben lang verehrt. Maria von Burgund entsprach ganz und gar seinem Frauen-

bild. Sie war hochgebildet, ihm ganz und gar ebenbürtig, selbstbewusst und wusste mit viel Feingefühl, seine Schwächen auszuloten. Da war es für Bianca Maria Sforza ein Ding des Unmöglichen, an Maria von Burgund heranzukommen. Sie besaß nicht die Bildung einer Maria von Burgund, stand also zeitlebens in ihrem Schatten. Sie war wie viele andere Fürstinnen damals auch ein Opfer des Ehrgeizes ihres Onkels geworden, der weder auf ihre Fähigkeiten noch auf ihre Anlagen Rücksicht nahm.

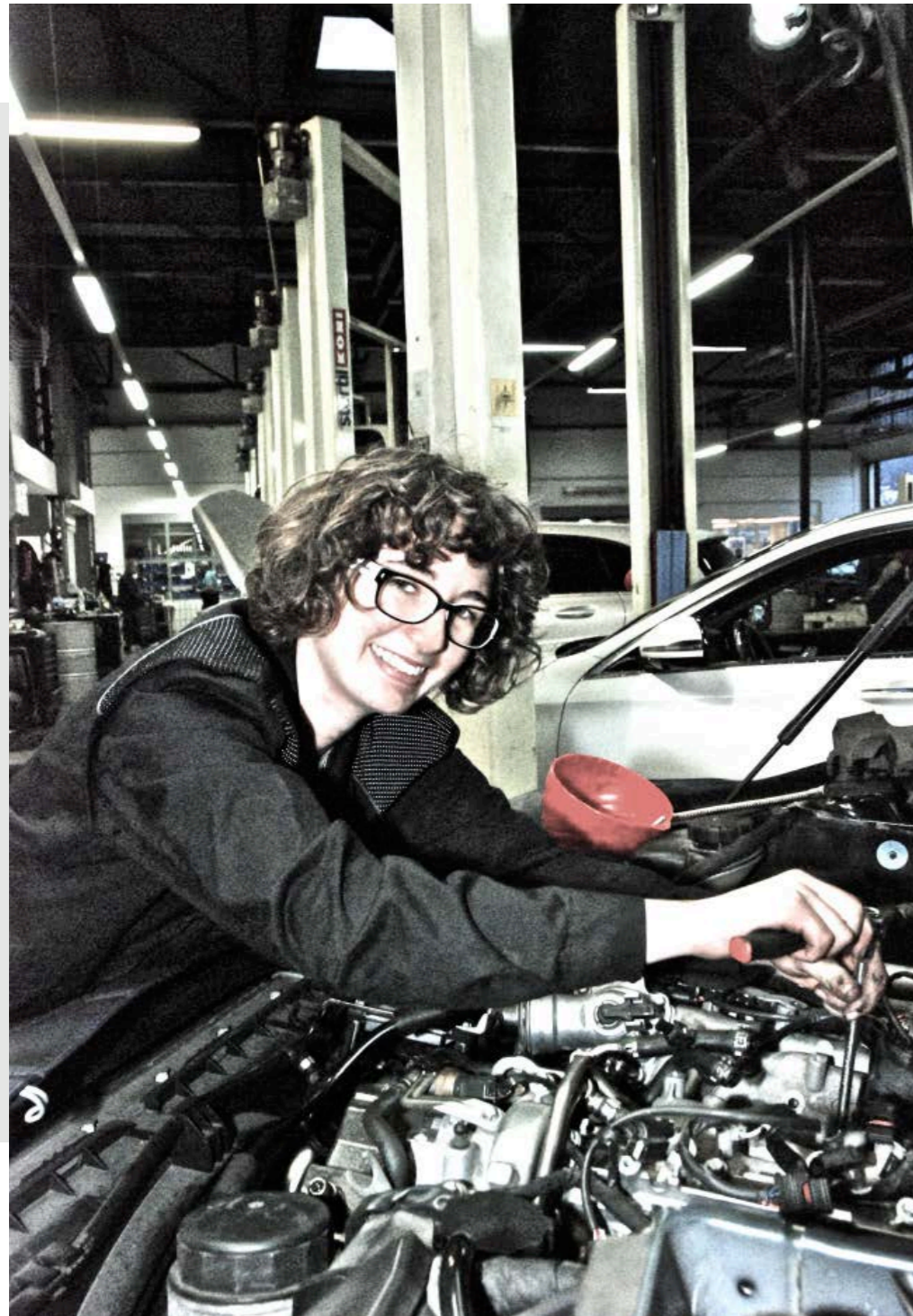
Er hätte erkennen müssen, dass seine Nichte damit gänzlich überfordert war. Maximilian empfand zwar Zuneigung zu ihr, aber Maria von Burgund war wohl seine einzige Liebe. Frauen gab es in Maximilians Leben natürlich mehr als diese drei hier angeführten. Eine Zeitlang spielte er sogar mit dem Gedanken, sich zum Papst wählen zu lassen ...



Schloss Tratzberg Habsburger-Stammbaum Maximilian mit Maria von Burgund rechts und Bianca Maria Sforza links
Foto: B. Gschwentner

PORTRÄT: REBEKKA PEER SO WAS VON TYPISCH UNTYPISCH

Renate Linser-Sachers



Rebekka Peer beim Schrauben, glücklich in ihrer (Männer-)Welt der Motoren

Alle Fotos: Renate Linser-Sachers (Privat 1)

Der Weiblichkeit sogenannte männliche Berufe schmackhaft zu machen, ist trotz vieler Ansätze zur Gleichberechtigung nach wie vor von Ausnahmen geprägt. Da dieselbigen aber die Regel bestätigen, lässt folgenden Lebenslauf einer jungen Frau in einem doch sehr hoffnungsvollen Licht erstrahlen. Und zumindest kurz vergessen, dass sich seit dem ersten Vorstoß von Hildegard Burjan vor unglaublichen 100 (in Worten: einhundert!) Jahren, Frauen und Männer für die gleiche Arbeit gleich zu entlohnen, noch immer nichts geändert hat.

Aber zurück zu Erbaulicherem. Und damit zu Rebekka Peer aus Vomp/Fiecht, 19 Jahre jung, klein und zierlich, Maturantin des Paulinums in Schwaz mit abgebrochenem Studium von Altgriechisch und Latein auf Lehramt. Die jetzt glücklich överschmiert in einer Autowerkstätte ihre Berufung gefunden zu haben scheint. No-na allein unter männlichen Kollegen.

Panoptica: Wie um alles in der Welt kommt man als Maturantin zuerst einmal zum doch sehr speziellen Studium zweier toten Sprachen und dann in Folge noch zur Automechanik?

Rebekka Peer: Altgriechisch und Latein waren gewählte Unterrichtsfächer in der Schule, die mich sehr interessierten – wobei ich in der Altgriechisch-Klasse das einzige Mädchen war. Nach dem ersten Semester auf der Uni, inskribiert für diese beiden Sprachen auf Lehramt, war ich mir aber schon sicher, es dabei belassen zu wollen. Weil mir dieses Studentenleben zu locker war, weil ich die Prüfungen auch ohne groß zu lernen bestanden habe und ich mich einfach zu wenig ausgelastet fühlte. Nachdem ich mir verschiedene HTL's angeschaut hatte, um evt. auch die BHS-Matura nachmachen zu können, war mir klar, dass das auch nicht das Wahre ist. Nach dem Schnuppern in diversen Branchen habe ich mit 1. August 2018 eine Lehre bei Pappas Tirol als Kraftfahrzeugtechnikerin begonnen.

Panoptica: Wie wurden Sie hier aufgenommen?

Rebekka Peer: Sehr gut, das ganze Team ist super. Bei manchen geht die Hilfsbereitschaft so weit, dass es hier und da fast schon ein bisschen nervig ist. Allerdings bin ich aufgrund meiner Körpergröße von 154,5 Zentimeter und nur 44 Kilogramm Gewicht in bestimmten Situationen wirklich auf Hilfe angewiesen. Die ich aber erst

dann annehme, wenn ich mich selbst schon bis zum Gehtnichtmehr angestrengt und bemüht habe. Wie etwa bei Schrauben, die ich trotz vollem Einsatz einfach nicht aufbringe. Mir werden von den Kollegen jedoch rundherum Techniken gezeigt, wie ich möglichst viele Handgriffe selbst schaffen kann.

Panoptica: „Frau- und Auto“-Sprüche haben an sich schon einen so langen wie primitiven Bart – was müssen Sie sich da erst im Epizentrum anhören?

Rebekka Peer: Als ich auf dem Firmengelände einmal mit dem Auto angefahren bin, habe ich auf dementsprechendes Echo geradezu gewartet. Aber es kam nichts. Kein Wort, keine blöde Bemerkung. Darüber war ich schon sehr froh.

Panoptica: Muss das Fell also gar nicht so dick sein, wie Frau annehmen möchte?

Rebekka Peer: In meinem Alltag Gott sei Dank gar nicht. Wie das dann in der Berufsschule, die im April beginnt, aussehen wird, weiß ich noch nicht. Bin schon gespannt und jedenfalls gerüstet, dann gegebenenfalls auch zu kontern. Wie auch immer – ich werde diese Lehre durchziehen, auch wenn's körperlich sicher anstrengend ist. Kfz-Mechanik soll meine berufliche Zukunft sein. Ein Kollege von mir lernt Spengler und Mechaniker und hat bereits angefragt, mit ihm zusammen später was Eigenes aufzuziehen. Warum nicht?

Panoptica: Was reizt Sie am Herumschrauben?

Rebekka Peer: Etwas mit den Händen zu machen und danach ein Ergebnis zu sehen. Das Studium war mir viel zu theoretisch. Autos sind generell eine lässige Sache und eine kleine Leidenschaft von mir. So habe ich den L17-Führerschein

gemacht und bin vorher schon Mopedauto gefahren. Jetzt bin ich stolze Besitzerin eines kleinen, richtigen Autos!

Panoptica: Zimmerlich und überästhetisch sollte man in einer Autowerkstätte nicht sein. Ständig schmutzig, sprich ölverschmiert zu sein, muss man auch mögen ...

Rebekka Peer: Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht, das ist überhaupt kein Problem für mich und gehört einfach dazu.

Panoptica: Wie reagiert denn Ihr privates Umfeld auf Ihre neue Berufswahl?

Rebekka Peer: Da gibt es in meinem Freundes- und Bekanntenkreis drei Kategorien. 1) Wie kannst du nur? Du bist doch viel zu gescheit dafür! 2) Das finde ich super! (was dann ehrlich gemeint ist) und 3) Ist ja toll ... allerdings auf den Stockzähnen herausgepresst. Die Eltern standen meiner Entscheidung positiv gegenüber. Auch wenn sie dann nach dem ersten Lehrmonat zugegeben haben, nicht so wahnsinnig begeistert gewesen zu sein. Jetzt stehen sie aber voll hinter mir und unterstützen mich, wo sie können.



Weiblicher Weitblick in einer vermeintlichen Männerdomäne



Nicht nur fürs Foto von den Kollegen auf Händen getragen ...

Panoptica: Welches Frauenbild wurde von Ihrer Mutter vorgelebt?

Rebekka Peer: Das ganz klassische: Papa arbeitet und bringt das Geld nach Hause, Mama führt den Haushalt und kümmert sich vorwiegend um die Kindererziehung. In unserem Fall um meine, da ich Einzelkind bin. Jetzt möchte sie jedoch wieder arbeiten gehen. Vom Typ her sind wir uns sehr ähnlich.

Panoptica: Warum wählen Mädchen immer noch vorwiegend Frauenberufe?

Rebekka Peer: Vielleicht fühlen sie sich für typische Männerberufe – was immer die Gesellschaft daraus macht – zu schwach. Ich kann das für mich nicht nachvollziehen.

Panoptica: Bleiben wir beim Klischee typisch weiblich, typisch männlich. Was assoziieren Sie damit jeweils?

Rebekka Peer: Typisch weiblich verbinde ich mit zickig sein, mit Stimmungsschwankungen und damit, dass sich so Manche zu schön ist für diverse Arbeiten. Typisch männlich ist der Macho als absolutes Gegenteil. Obwohl ich das gar nicht so schlecht finde, diese Ich-kann-alles-Mentalität. Dann kann Mann mir ja behilflich sein ... Ich kenne aber auch Männer, die einfühlsamer und ruhiger sind als Frauen – so gesehen ist eine Beurteilung ziemlich schwierig.

Panoptica: Fühlen Sie sich als (auf der Arbeit einzige) Frau unter Männern akzeptiert?

Rebekka Peer: Die Akzeptanz ist voll gegeben und der Respekt ebenso. Beim Bewerbungsgespräch wurde mir bereits verständlich gemacht, dass der Ton in einer Werkstätte etwas rauer sei ... Stimmt schon, es wird auch laut geflücht. Das betrifft aber selten meine Person. Also kann ich gut damit leben.

Panoptica: Drängt sich das #MeToo-Thema also bei Ihnen nicht auf?

Rebekka Peer: Nein, das ist in unserer Werkstätte nicht vorstellbar. Und wenn, wüsste ich mich zu wehren. Allgemein stelle ich mir bei dieser Thematik die Frage, wem man noch glauben kann und bin der Meinung, dass Männer durch diese Debatte verunsichert werden und sich vielleicht gar nicht mehr trauen, eine Frau anzusprechen. Was früher bzw. vor #MeToo ja das Normalste der Welt war.

Panoptica: Was macht eine angehende Kraftfahrzeugtechnikerin in ihrer Freizeit?

Rebekka Peer: Musik, Musik, Musik. Das liegt bei uns in der Familie. Mit sechs Jahren habe ich bei der Stadtmusikkapelle Schwaz als Trommelzieherin und daneben mit dem Klavierunterricht begonnen. Ich wollte immer schon Schlagzeug spielen, war aber laut meinem Lehrer zu zierlich dafür. Mit zwölf Jahren konnte ich dann endlich in der Musikschule mit dem Schlagzeugunterricht starten! Parallel dazu habe ich bis zu meinem 16. Lebensjahr Klavier weitergelernt. Als in der Stadtmusikkapelle eine Posaune gebraucht wurde, habe ich dieses Instrument eben auch in Angriff genommen. Mir taugen meine vielseitigen Möglichkeiten zu musizieren und das kameradschaftliche Miteinander in der Kapelle.

Eigentlich weiblich eher untypisch, (auch) was Schlagzeug und Posaune betrifft. Aber charakteristisch für Rebekka Peer, das willensstarke Persönchen, das sich in der Männerwelt mit Intelligenz behauptet und dank der bemerkenswerten Reichweite ihrer Talente und Interessen jederzeit befähigt wäre, taktvoll den Marsch wobei und warum auch immer zu blasen. Wenn es denn nötig sein sollte.

Detail am seit 100 Jahren kämpfenden Frauenrande: Eine so aktuelle wie traurige Auswertung der Lehrlingsstatistik und des AMS-Gehaltskompasses zeigt



Instrumentalisches Multitalent: Die private Rebekka Peer mit (noch jüngeren) Musikantenkollegen

auf, dass bei Burschen beliebte Lehrberufe nach Absolvierung der Lehrzeit mit höheren Einstiegsgehältern entgolten und damit bewertet werden.

Konkretes Beispiel: Die Friseurin startet ihr Berufsleben mit 1.448 Euro brutto (lt. KV), der Kfz-Techniker mit 2.130 – 2.160 Euro brutto. Die Schere will sich also nicht schließen. Es sei denn, Mädchen nutzen endlich mutig ihre Fähigkeiten und werden selbstbewusster- und bestimmter.



Volle Konzentration mit zufriedem Lächeln im Gesicht

HINEINGEBOREN IN DAS GESCHENK DER HEIMAT

Echt gelebte Heimat und Tourismus im Zillertal

Gerda Gratz



Frühlingslandschaft
am Brandberg

Foto: © beknaphoto
TVB Mayrhofen-Hippach

Eine Zillertaler Annäherung an die Begriffe Heimat und Tourismus

Wenn ich vom Inntal kommend zu meinem Arbeitsplatz ins Zillertal nach Mayrhofen fahre, steht der Brettfalltunnel für mich symbolisch als der Geburtskanal in „mein Zillertal“. Als Chefredakteurin der Zillertaler Heimatstimme werde ich jedesmal auf das Neue in meine berufliche Heimat hineingeboren. Die Zillertaler Heimatstimme ist die traditionelle Wochenzeitung des Zillertals, in ihrem nunmehrigen 73. Jahrgang. Ich bezeichne sie vorsichtig als die „Grande Dame“ des Zillertals, stark verwurzelt, eine echte Zillertalerin.

Eine Reise ermöglicht dem Reisenden Eindrücke zu sammeln, in Gedanken zu sein. „Grüß Gott im Zillertal“ heißt es gleich nach dem Brettfalltunnel. Nein, ich mache keinen „ersten Schrei“, wie das bei einer Geburt der Fall ist, sobald der neue Erdenbürger auf die Welt kommt, wenn ich wieder in der Fahrzeugkolonne hineinrolle in „mein Zillertal“. Alles hat seinen Preis, das Ankommen ist eben ein langsames! Meine Fahrt, eine mehrmals wöchentliche Wiedergeburt ins Zillertal!

Schon 1842 schrieb Jakob Staffler in seiner berühmten Landesbeschreibung „Tirol und Vorarlberg“: *„Das Zillertal gehört in mehrfacher Beziehung zu den beachtungswürdigsten Seitenthälern des Landes ... Südlich hinter Strass ... öffnet sich sein Eingang in ansehnlicher Breite. Die Gebirgsreihen, zwischen welchen das Hauptthal ruht, entfalten in ihrem Zuge auf mehreren Stunden die herrlichsten Gebilde, reich gekleidet in Wald- und Alpenschmuck, meistens vom Fuße auf bis an ihre glänzenden Scheitel“.*

Zusammenfassend ist das Zillertal das breiteste und fruchtbarste Seitental des Inntales. Es erstreckt sich auf einer Fläche von 1.098 km². In 25 Gemeinden des Tales, das zur Bezirkshauptmannschaft Schwaz gehört, leben rund 37.000 Menschen. Fügen, Zell und Mayrhofen, sind die einwohnerreichsten Orte des Zillertals. Bis zum Zweiten Weltkrieg war das Zillertal noch auf weiten Strecken versumpft, und besonders die Einmündung in das Inntal wurde regelmäßig vom Ziller überschwemmt. Erst nach der Regulierung des Zillers (der Fluss gab dem Tal den Namen) der ausgedehnten Wildbachverbauung und der Errichtung von

Speicherseen bei den Gletschergebieten konnten Entwässerungsmaßnahmen eingeleitet werden. Hinter Mayrhofen ändert sich der Charakter des Tales vollkommen, denn es teilt sich fächerartig in die sogenannten „Inneren Gründe“: Ziller-, Stillup-, Zemmgrund und Tuxertal. Die Bezeichnung „Gründe“ hängt damit zusammen, dass diese hochgelegenen Quelltäler nicht als Siedlungsfläche sondern überwiegend als reine Almgebiete genutzt werden bzw. diese alpinen Bereiche mit ihren Speicherseen als die Energiereserven Österreichs gesehen werden können. Beim Bau der Kraftwerke in diesen Gründen wurden gleichzeitig Verkehrsstraßen angelegt, wodurch Stauseen und Gletschergebiete bequem erreichbar sind. Das Tuxertal selbst, darf als ein Quell der schier unendlichen touristischen Möglichkeiten bezeichnet werden. So sind es auch die Bewohner dieses Seitentales des Zillertals, welche wegen ihrer außergewöhnlichen Besiedlungsgeschichte eine besondere Wesensart beibehalten haben.

Mein Auto rollt im Fließverkehr, mal schneller, mal langsamer. Ich bin in Gedanken. Das Zillertal ist für mich, symbolisch gesehen, wie ein schöner alter Bauernschrank, den ich als Schwazerin öffnen darf. Reich gefüllt mit interessanten Begegnungen, vielfältigen Themen. Als offener Mensch, der gerne auf Leute zugeht, fällt mir sehr Vieles in den Schoß. Gleich einem kleinen Kind freue ich mich und komme, ob der themenreichen Geschenke, nicht aus dem Staunen. Das Zillertal möchte von mir entdeckt und verstanden werden. Die Zillertaler Heimatstimme, diese gestandene Zillertalerin, reicht mir die Hand, auf dass ich sie eine bestimmte Zeit begleite. Aber nicht nur das Zillertal ist mir eine Heimat, sondern auch meine beiden Kinder, meine Familie und auch mein privates Wohlfühlbad,

die Landesmusikschule Schwaz, wo ich im Erwachsenenchor „Singacross“ singe, sowie der Tiroler Sängerbund (tsb), bei dem ich meinem Ehrenamt, als Bezirksobfrau der Chöre, eine Stimme geben darf. Der Tiroler Sängerbund, ein nicht wegzudenkender Traditionsverband im Land, mit 10.000 Sängerinnen und Sängern, ein wichtiges Sprachrohr in der heimischen Kulturlandschaft. Selbstverständlich bin ich eine leidenschaftliche Tirolerin, die in ihrer verbleibenden Freizeit, gerne in den Bergen unterwegs ist.



Martha Schultz

Foto: © Jobst

Begleiten Sie mich werte Leser/innen bei meiner gedanklichen Reise ins Zillertal nach Mayrhofen, indem ich sie in PANOPTICA, dem Frauen Kultur Magazin Tirol, mitnehme unter dem Motto: „Hineingeboren in das Geschenk der Heimat“! Heimat kann man nicht besitzen. Heimat bekommt man geliebt. Heimat ist eine Herzensangelegenheit. Ich möchte wissen wie die Zillertalerin zu ihrer Heimat steht und was sind die Aspekte eines gerne missbrauchten Begriffs?

Ich mache auf meiner Fahrt einen ersten Abstecher zu einer bekannten Zillertaler Persönlichkeit, zu Martha Schultz: Unternehmerin und Vizepräsidentin der Wirtschaftskammer Österreich. Ich befinde mich in Kaltenbach, bei den Bergbahnen Hochzillertal, einer Location des Schultz Imperiums, im Büro von Martha Schultz. Ich treffe auf die Tirolerin des Jahres 2018, gemeinsam ausgezeichnet mit Felix Mitterer im Club Tirol in Wien, im vergangenen Herbst. „Tiroler im Herzen – Europäer im Geiste“ oder genauer „Zillertalerin im Herzen – Europäerin im Geiste“ ist der Slogan, mit dem ich Martha Schultz bei unserem Kennenlernen konfrontiere. Das ist die größte Auszeichnung wie sie meint, die sie jemals bekommen hat. Das Zillertal ist für Martha Schultz

eine ganz besondere Heimat. Getragen vom Gefühl der Werthaltung und der Tradition. In erster Linie aber ist Heimat Familie. Wenn man zwei Drittel des Jahres unterwegs ist, dann ist die Zillertaler Heimat eine, zu der sie immer wieder gerne heimkommt. Ihr Vater war zu Lebzeiten bei den Schützen aktiv. Als Kind habe sie es nie verstanden, warum man als Frau – mit Ausnahme als Marketenderin – nicht zu den Schützen darf. Als Heranwachsende wollte sie doch so gerne bei den Schützen sein, mit Gewehr bei Fuß versteht sich! Heute ist Martha Schultz Förderin der Schützenkompanie Fügen/Fügenberg, Fahnenpatin und Ehrenmitglied. Ja, als Zillertalerin muss man wehrhaft sein und irgendwie meint sie, dass es auch die Zillertalerin ist, die seit jeher die Fäden zieht und der Zillertaler, derjenige ist, der repräsentieren darf, ohne damit polarisieren zu wollen. Das Zillertal war und ist Heimat vieler starker Frauenpersönlichkeiten, so gab es beispielsweise auch Bierbrauerinnen und Nationalsängerinnen.

Gehe ich zurück in der Geschichte des Zillertals, so waren die Landwirtschaft, bzw. die Viehzucht und die Milchwirtschaft der Haupterwerbszweig im Zillertal. Daneben galt es ein Auskommen durch verschiedenste Nebenerwerbe zu finden. Es wurde nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Markt produziert. Gerade das Zillertal zählte schon lange zu den dicht besiedelten Regionen Tirols. Viele Bauern arbeiteten als Handwerker oder betrieben den für das Zillertal charakteristischen Wanderhandel. Einträglich war dieser bis zum Zweiten Weltkrieg. Eine besondere Rolle spielte der Verkauf von Heilmitteln, Lederwaren, vor allem Handschuhe, gewebten Teppichen, Sensen oder Mineralien. Durch die spätere

Verdrängung des bäuerlichen Kleingewerbes durch die gewerblichen Produktionsformen hieß es neue Verdienstmöglichkeiten zu suchen, und da bot sich der aufkeimende Fremdenverkehr an, bei dem keine Kapitalinvestitionen notwendig waren. Die unwirtliche und lebensfeindliche Welt der Tiroler wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts, durch das neu erwachende Naturgefühl, unter anderen Gesichtspunkten gesehen. Es waren nicht alleine die Naturforscher die im Zillertal auf Entdeckungsreise gingen und dieses bekannt machten, sondern vielmehr die Nationalsänger, allen voran die Familien Rainer. Es war die Verbindung von Tracht und Gesang und die oft übertriebenen Geschichten und Erzählungen dieser Originale, die bei den Stadtbewohnern Sehnsüchte nach der urwüchsigen Landschaft dieser Menschen weckten und diese kennenlernen wollten. In den vergangenen 200 Jahren entwickelte sich aus dem einstmalig verarmten Zillertal – das in wiederholten Fällen von Hochwasserkatastrophen heimgesucht wurde – ein touristisch blühendes Tal, das vor allem auf der Geschäftstüchtigkeit seiner Bewohner baut.

Zurück bei Martha Schultz, stellt sie mir die Frage, was denn die Alternative zum Tourismus im Zillertal wäre? Das Zillertal ist eine weltweite Marke, die im Ausland jeder kennt. „Der Tourismus ist und bleibt unsere Chance insbesondere im Zillertal, um an der Wertschöpfung teilzunehmen“, so Schultz. Mit 7,5 Millionen Nächtigungen jährlich ist der Tourismus im Zillertal ein ganz wesentlicher Wirtschaftsmotor in Österreich. Die Frau in der Wirtschaft, insbesondere in der Tourismuswirtschaft, die Zillertalerin, konfrontiert sich weniger mit den Klischees, die Zillertalerin ist kein Stereotyp. Die Zillertalerin hat Handschlagqualität, lebt die Authentizität, ist gut verwurzelt und begegnet dem Mitmenschen, dem Einheimischen wie dem Gast auf Augenhöhe, lebt den Tourismus. Was möchte Martha Schultz mit ihrem Tun? „Emotionen im Menschen wecken und diesen mit schönen Geschichten nach Hause schicken.“ Die Vorfreude auf den nächsten Urlaub beispielsweise. Aber auch das Wecken von Sehnsüchten, die wir alle in uns tragen. Martha Schultz versteht es den „Spirit Zillertal“ hinaus nach Europa, hinaus in die Welt zu tragen. Der Mensch, der Mitarbeiter, der Gast im Mittelpunkt ihres Schaffens. Gedanklich gleite ich, von der Kristallhütte, einem besonderen Ort für Kunst am Berg, im Skigebiet Hochzillertal, hinaus in die Zillertaler



Margret Schiestl (rechts) mit Tochter Melanie

Foto: © Andre Schönherr



FashionArt Tiroler Adlerin

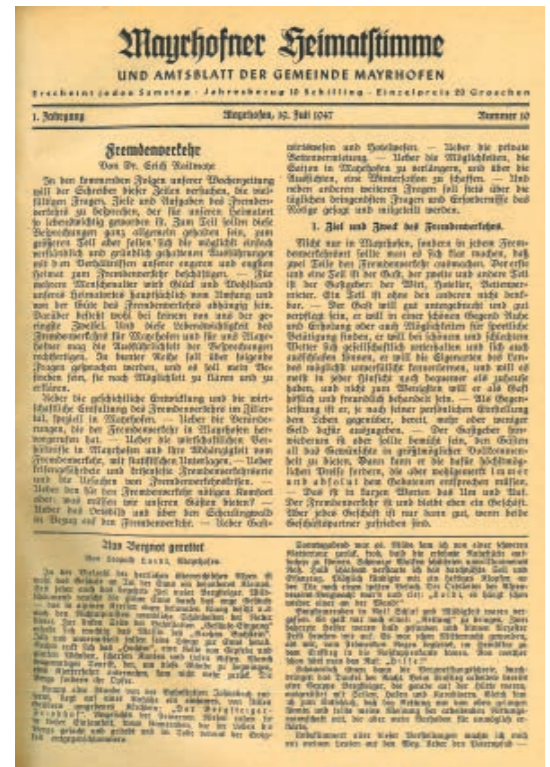
Foto: © Andre Schönherr

Welt von „Almenrausch und Edelweiß, ew'ger Firn und Gletscherweiß...“

Die Tiroler Adlerin, in der Person von Margret Schiestl, holt mich ab und trägt mich in ihr Reich nach Ramsau im Zillertal. Heimat ist für Margret viel mehr als ein Begriff für eine Örtlichkeit. Hineingeboren in ein wunderschönes Tal, verwurzelt mit der Familie ist Heimat nicht nur ein Zuhause sondern auch der Ausdruck von Margret Schiestls Kreativität. Margrets Wappentier, ist die Tiroler Adlerin, ein weiblicher Wappenvogel, als Gegenstück zum Tiroler Adler – stellvertretend und ergänzend für alle starken Tirolerinnen und Frauen. Die Tiroler Adlerin, zwischenzeitlich Kunstfigur, schräger Vogel, Modelabel, aber vor allem eines, authentisch, mit star-

ken Zillertaler Wurzeln. Heimat ist vor allem für Margret Schiestl ein „Meer von Gefühlen“ und Margret versteht es wie keine andere aus diesem Reichtum zu schöpfen. Margret gerät ins Schwärmen, wenn sie von Erinnerungen aus ihrer Kindheit am Zillertaler Bergbauernhof, von den Gerüchen, wie der Duft von frisch geschnittenem Gras, von Heu oder von Speisezubereitungen spricht. Die Heimat, die Natur in all ihren Erscheinungsformen sind Inspiration, sind Anreiz für ihr unermüdliches künstlerisches Schaffen. Die Tiroler Adlerin ist eine Modemarke die aus dem heimatischen Tal hinausfliegen darf, eine Marke die den Träger beflügelt und stark macht. Zillertaler Wurzeln die in die Welt hinauswachsen dürfen.

„Der Tourismus braucht aber auch Spielregeln und Rahmenbedingungen“, meint Margret Schiestl, das Private darf nicht auf der Strecke bleiben. Es geht um die Schaffung von Werten, die von allen getragen werden müssen und um die gelebte Dankbarkeit für



Die Zillertaler Heimatstimme, von 1947.

die Begriffe Heimat und Tourismus. Margret Schiestl verleiht ihrer kreativen Arbeit – unter Verwendung von fairen und heimischen Materialien – Flügel, die aus dem Zillertal hinausgleiten in die Welt. Die Tiroler Adlerin steht symbolisch für ein starkes weibliches Zillertaler Selbstbewusstsein. Heimat ist der Inbegriff von Werten die, so Margret Schiestl, von den nächsten Generationen weitergetragen und weitergelebt werden müssen. Die Tiroler Adlerin, mehr als eine Botschafterin des Zillertales!

Im Jahre 1947 finden sich in der Mayrhofner Heimatstimme – aus welcher im selben Jahr die Zillertaler Heimatstimme hervorgehen wird – die Worte des in Mayrhofen ansässigen Arztes Dr. Erich Raitmayr, der die Bevölkerung zur Belebung des Fremdenverkehrs im Zillertal nach dem Krieg mit nachfolgenden Worten aufgerufen hatte: „Der Gast will gut untergebracht und gepflegt sein, er will in einer schönen Gegend Ruhe und Erholung oder auch die Möglichkeiten für sportliche Betätigung finden (...), er will die Eigenarten des Landes möglichst unverfälscht kennenlernen und will es meist in jeder Hinsicht noch bequemer als zuhause haben.“

Ich bin nach dem interessanten Gespräch mit Margret Schiestl in Ramsau nunmehr in Mayrhofen angekommen. Das letzte Stück von meinem Büro im Gemeindeamt Mayrhofen nehme ich zu Fuß. Mein Ziel ist die Bäckerei und Konditorei Kostner in der Hauptstraße.

Unser tägliches Brot! Der Einheimische und der Gast essen dasselbe Brot. Der Einheimische teilt das Brot mit dem Fremden. Heimat hat für Klara Kostner, Chefin von Cafe Konditorei und Bäckerei Kostner in Mayrhofen eine starke Wertigkeit. „Heimat ist für uns der Ort, wo wir uns wohlfühlen. Bei unserer Familie, zu der wir auch Gäste und Mitarbeiter zählen.“ Es ist der Ort, wo wir tun, was wir lieben. Backen, zum Beispiel. Backen nach bewährter Tradition und überlieferten Rezepten. Verfeinert mit viel Liebe zum Handwerk. Klara Kostner geht es vor allem um die Ehrlichkeit der Produkte und um den starken Heimatbezug bei der Verwendung der Zutaten, die durch die echte Zillertaler Handarbeit veredelt werden. Eine Herzensangelegenheit, bei der der Faktor Zeit eine große Rolle spielt. Das Produkt darf wachsen, braucht seine angemessene Zeit, die bei Kostner sein darf. Für Klara Kostner ist der Begriff der Heimat aber auch einer



Klara Kostner

Foto: © Gerda Gratz

der offen steht für den Einheimischen wie Gast, aber ebenso ein Begriff der seine Grenzen aufzeigt. Gilt es doch die Keimzelle, die Familie als eigentliche Heimat zu schützen. Dankbarkeit für die Heimat, die Familie heißt, aber auch für das Samenkorn Natur, das etwas sehr Feines und Schützenswertes ist. So wie aus dem gemahlten Korn, ein zarter Teig entsteht und aus diesem wiederum ein qualitätsvolles knuspriges Brot, der Geschmack von Heimat eben. Der Begriff Heimat muss schmackhaft sein, darf nicht missbraucht werden, darf nicht „derlogen“ sein, muss ehrlich und echt sein, wie der Biss in eine gute Scheibe Brot. Klara Kostner sieht es als einen Auftrag der Verantwortungsträger im Land, Heimat und die damit verbundene Freude als solche für die nachfolgenden Generationen lebenswert zu erhalten. Gedanken über Raumordnung und Entwicklung spielen dabei genauso eine Rolle wie echte Erlebnisse, die Erlebnisse mit Wert sein müssen. Aber Vorsicht, Qualität hat seinen Preis und das ist gut und wichtig, denn wenn etwas billig ist, dann läuft es Gefahr, dass es keine oder zu wenig Wertschätzung erhält. Im Fahrwasser des Tourismus darf es nicht um mehr und billiger gehen, sondern um Qualität. Im Qualitätstourismus steht der Mensch im Mittelpunkt. Der Gastgeber, der Einheimische, der Mitarbeiter und der Gast haben gemein, dass sie sich auf Augenhöhe treffen müssen. Mit der entsprechenden Leistungsbereitschaft gilt es über den Präsentierteller des Tourismus hinauszublicken. Der Gast darf die Authentizität spüren und der Gast darf Teil eines Ganzen sein. Der Mitarbeiter ist Teil der Familie. Lob, Anerkennung und Wertschätzung reflektieren auf alle Beteiligten. Heimat ist ein sehr geerdeter Begriff der Wurzeln schlagen darf. „Heimat ist

eine echte Herzensangelegenheit und der Tourismus ist ein wesentlicher Bestandteil des Kreislaufes“, so die Worte von Klara Kostner. So wie auch den echten, gewachsenen Lebensmitteln der natürliche Kreislauf der Natur zugestanden werden muss, dann hat Heimat einen ganz besonderen authentischen Geschmack!

An dieser Stelle möchte ich mich bei meinen Gesprächspartnerinnen, meinen starken Zillertalerinnen für ihre Bereitschaft, mich bei meiner Recherche zu unterstützen, recht herzlich bedanken. Martha Schultz, Margret Schiestl und Klara Kostner stehen für mich stellvertretend für all jene Zillertalerinnen, die das Zillertal seit jeher zu dem machen was es ist. Mit Fleiß, unermüdlichem Einsatz sowie Engagement und, immer mit einem Lächeln im Gesicht! Das Zillertal, ein Stück Tiroler Heimat für alle! Großen Dank auch meinem früheren beruflichen Weggefährten im Achensee Tourismus, Andreas Lackner, Geschäftsführer vom Tourismusverband Mayrhofen-Hippach, der mit seinen Worten den Tourismus im Zillertal als einen sehr weiblich dominierten sieht. „Tourismus ist sehr weiblich. Tourismus ist ein Gefühl bei dem Reize geschaffen werden. Reisen hat mit Gefühl zu tun. Das Klischee, dass Frauen gefühlsbetonter als Männer sind stimmt, das liegt in der Natur der Frau.“ 1000 Dank meiner Mentorin und Arbeitgeberin, Bürgermeisterin von Mayrhofen, MMag. Monika Wechselberger, die mir als Eigentümervertreterin der Zillertaler Heimatstimme, eine ganz besondere Heimat gegeben hat.

Geschichtliche Quellen: „Ziemer zu Vermithen“, Von Berchtesgaden bis Zillertal. Aspekte einer touristischen Entwicklung, Lobenhofer-Hirschbold und Ariane Weidlich, 1999

DIE BÄUERIN ALS TOURISMUSFACHFRAU

Urlaub auf dem Bauernhof in Südtirol

Sabine Geiger



Werbeplakat 1979

© Autonome Provinz Bozen /
Touriseum – Südtiroler Landes-
museum für Tourismus, Meran

Die Landwirtschaft wird heutzutage wieder von weit mehr Menschen als früher assoziiert mit Gesundheit und Natürlichkeit, die biologische Werbemaschinerie läuft in unzähligen Bereichen auf Hochtouren. Zurück zu den Wurzeln und zurück zur Natur ist die erfolgsversprechende Devise der gestressten und Burnout-geplagten Menschen mitsamt aller ihrer neomodischen Zivilisationskrankheiten.

Die bäuerlichen Familien bieten auf ihren Anwesen geistige und körperliche Entschleunigung. Die im Laufe der Zeit gewachsenen Strukturen bedienen die Bedürfnisse einer breiten Gästesicht. Diesen Trend erkennen auch die Bauernorganisationen schon früh und schaffen mit „Urlaub dem Bauernhof“ eine Plattform für vermietende Landwirte. Oder sind es landwirtschaftliche Vermieter?

Der Tourismus in Südtirol

Bereits zur Habsburger-Zeit floriert der Tourismus in Südtirol, mehr noch als in den übrigen Teilen des damals noch vereinten Kronlandes „Gefürstete Grafschaft Tirol“. Wo der Kaiser und die Kaiserin in südlichem Flair kuren, wollen auch andere adelige und wohlhabende Familien Erholung finden. Freilich profitieren zu dieser Zeit die Bauersfamilien noch nicht von diesem Wirtschaftszweig. Zwar machen zahlreiche Bergsteigerfilme die Dolomiten einem breiten Publikum bekannt und auch der Wintersport floriert in Destinationen wie zum Beispiel dem Grödnertal oder Cortina d’Ampezzo bereits Ende des 19. Jahrhunderts. Diese Urlaubsvergnügen bleiben aber vorerst dem vermögenden Publikum vorbehalten, welches dann entsprechend standesgemäß logiert.

Die meist ländliche Bevölkerung kann vor allem an Durchzugsrouten ein wenig von diesem Kuchen mitnaschen, wenn zusätzlich zur Landwirtschaft zum Beispiel ein Gasthaus betrieben wird. Dabei von Fremdenverkehr zu sprechen, wäre wohl zu viel des Guten. Die Dörfer in den abgelegenen Seitentälern bleiben vorerst teilweise fast von den Gästen unentdeckt, die ansässige Bevölkerung dort lebt von dem, was durch die Landwirtschaft erwirtschaftet wird.

Durch die Teilung Tirols im Jahr 1919 kommt der Tourismus in Südtirol beinahe zum Erliegen. Die einsti-

gen Gäste aus Österreich und Deutschland bleiben aus, die „ospiti“ aus dem italienischen Raum sind mit den landschaftlichen Gegebenheiten noch nicht vertraut. Doch die Südtiroler sind fleißige Unternehmer und wissen auch als Händler, den Wert ihrer Produkte und Spezialitäten zu vermarkten. Auch die klimatischen Gegebenheiten spielen der Bevölkerung in die Hände und ermöglichen schon bald einen wirtschaftlichen Aufschwung. Die Urlauber aus dem Norden schätzen die begünstigten, südlichen Landschaften und für die hitzegeplagten italienischen Städter bietet die Berglandschaft eine willkommene Abkühlung in den Sommermonaten. Für die Südtiroler sind mittlerweile alle „Fremde“ – egal ob sie von Norden oder von Süden kommen.

Schließlich finden die Gäste auch in die entlegensten Täler Südtirols. Einen ganz wesentlichen Beitrag dazu



Ansichtskarte aus dem Jahr 1917

© Touriseum – Südtiroler Landesmuseum für Tourismus, Meran /
Johann F. Amonn Verlag



Ansichtskarte Seiser Alm 1930

© Touriseum – Südtiroler Landesmuseum für Tourismus, Meran / Johann F. Amonn Verlag

leisten die patriotischen Kinostreifen der 1930er-Jahre. Wer kennt nicht die schnulzigen Filme, in denen lachende Bäuerinnen und Mägde im Dirndl und mit aufgekränzelten Zöpfen singend mit Holzrechen auf den Almwiesen werkeln, während im Hintergrund ein Luis-Trenker-Verschnitt am Seil in der steilen Felswand baumelt. Diese Darstellung des idyllischen Landlebens kurbelt die Tourismusmaschine an. Urlaub am Land ist wieder in.

Der Zweite Weltkrieg bringt wie überall gravierende Einschnitte im Leben der Bevölkerung. Die Frauen sind für sämtliche Arbeiten in Haus und Hof verantwortlich, während die Männer die Landesgrenzen verteidigen – das erste Mal im Norden, nicht im Süden. Trotzdem läuft der Fremdenverkehr weiter, zwar sehr eingeschränkt, aber dennoch unbeirrt. So wird zum Beispiel im mittlerweile zur Provinz Belluno gehörenden Cortina d'Ampezzo im Jahr 1941 eine alpine Schiweltmeisterschaft ausgetragen.

Nach den Wirren der Kriegsjahre kommt die Tourismusbranche in Südtirol relativ schnell wieder in Schwung. Schließlich fördern die zahlreichen Schigebietserschließungen diesen Wirtschaftszweig, der heute eine der Haupteinnahmequellen der heimischen Bevölkerung ist.

Urlaub auf dem Bauernhof

Die findigen Südtiroler erkennen bald das Potential, auch auf den landwirtschaftlichen Höfen gute Erträge aus der Zimmervermietung zu lukrieren. Einen ganz wesentlichen Anteil am Gelingen dieses Zuverdienstes haben von Anfang an die Bäuerinnen. Ein wenig augenzwinkernd betrachtet, könnte vielleicht Anna Ladurner Hofer als eine der ersten und noch heute bekannten „Touristikerinnen“ in Südtirol bezeichnet werden. Während ihr Mann Andreas Anfang des 19. Jahrhunderts in Innsbrucks Hofburg residiert um das Heimatland zu verteidigen, schuftet die Mutter von sieben Kindern daheim im Haus, in der Landwirtschaft und betreibt das allseits bekannte „Gasthaus am Sandhof“ im Passeiertal.

Die Bäuerinnen werden durch den immer größer werdenden Wirtschaftsfaktor Fremdenverkehr zu-



1970er Jahre

Foto: Sabine Geiger

sätzlich zu ihren Tätigkeiten am Hof und in der Familie für die Gäste zur Wirtin, Köchin, Kellnerin und Putzfrau. Multitasking würde man heute sagen. Die Zimmer werden für die Urlauber nett eingerichtet, auch wenn man selbst teilweise in ärmlichen Verhältnissen wohnt. Die Gäste werden mit dem Besten aus Küche und Keller bedient, eher wird bei der eigenen Familie gespart. Jede zusätzliche Lire wird

von den Landwirten gerne angenommen, jede einzelne ist hart verdient. Dafür wird Urlaub mit Familienanbindung geboten, dafür wird in Spitzenzeiten sogar das eigene Schlafzimmer vermietet.

Mit der Zeit verändert sich durch den Fremdenverkehr die Struktur der Bauernhöfe und die Frauen tragen ganz wesentlich dazu bei. Die Höfe werden ordentlich hergerichtet, ausgebaut und die Unterkunftsmöglichkeiten verbessert. Die Handschrift der Frauen ist dabei unverkennbar. Mit dieser Entwicklung eröffnet sich eine Verdienstmöglichkeit für die weibliche Landbevölkerung direkt am Hof, von der die Vorväter oder besser gesagt „Vormütter“ nicht einmal zu träumen wagten. Ganz wesentlich zur Erfolgsgeschichte der bäuerlichen Vermietung trägt der persönliche, familiäre Kontakt zu den „Fremden“ bei. Das



Foto: Frieder Blickle, Roter Hahn

ist nicht immer leicht und die Grenze zwischen Gastfreundschaft und Privatsphäre schwimmt manchmal. Authentisch zu bleiben und trotzdem Tourismusstandards zu bieten, ist eine große Herausforderung.

Im Laufe der Zeit werden zahlreiche Höfe durch den immer wichtiger werdenden Wirtschaftszweig Fremdenverkehr aufgelassen, die Landwirtschaft scheint nicht so rentabel wie die Zimmervermietung. Es stellt sich immer wieder die Frage, wieviel Tourismus so eine Landwirtschaft trägt? Und wieviel Landwirtschaft trägt der Tourismus heute noch?

Die Trendwende bringt die wieder entdeckte Leidenschaft für das Natürliche, das Biologische. Die Bevölkerung entscheidet sich wieder bewusst für ein Leben auf dem Land und den Betrieb eines bäuerlichen Anwesens. So können nicht wenige Bauernhöfe erst durch den Zuverdienst aus der Zimmervermietung überhaupt erhalten werden. Wieder sind es die Frauen, die wesentlich dazu beitragen, Tourismus und Landwirtschaft in Einklang zu bringen. Neue Quellen werden erschlossen, Bioprodukte direkt am Gut hergestellt, Hofläden betrieben. Der neue Begriff des „Agrotourismus“ wird geschaffen und auch gelebt.

Der Lebensunterhalt kann so gesichert und die Höfe weiter betrieben werden, was sich wiederum positiv auf die Erhaltung und Kultivierung der Landschaft auswirkt. Die Bäuerinnen und Bauern sind und bleiben unverzichtbare Träger des kulturellen Erbes. Die gewachsenen Werte werden vor allem durch das authentische Vorleben an die nächsten Generationen – und auch an die Gäste – weitergegeben. Wichtig ist, dass man echt bleibt.



Foto: Frieder Blickle, Roter Hahn

Gallo rosso

Mit der Plattform „Roter Hahn“ der Südtiroler Bauernorganisation wird es den bäuerlichen Vermietern ab dem Jahr 1998 ermöglicht, sich zu vernetzen. Die Marke ist in den letzten zwanzig Jahren zu einer Dachorganisation für Vermietung am Bauernhof, für bäuerliche Schankbetriebe, Direktvermarkter und bäuerliches Handwerk geworden. „Urlaub auf dem Bauernhof“ zählt mittlerweile zu einer der Hauptsäulen der Südtiroler Bauernorganisationen.

Aus den anfangs etwa 1.300 Bauernhöfen sind mittlerweile mehr als 2.800 Mitgliedsbetriebe mit einer Kapazität von circa 25.000 Gästebetten geworden. Umgerechnet heißt das, dass in mehr als zehn Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe in Südtirol touristische Unterkünfte vermietet werden. Die Nächtigungen haben die 2,5 Millionen Marke bereits überschritten, was einen Anteil von über acht Prozent an den Gesamtnächtigungen in Südtirol bedeutet.

Die Rolle der Frauen an der Erfolgsgeschichte „Urlaub am Bauernhof“ ist unumstritten und wird immer mehr in den Vordergrund gerückt. Heute ist die Bäuerin nach wie vor für die Gästebetreuung zuständig, aber auch sämtliche Arbeiten in Büro und Verwaltung fallen meist in ihren Aufgabenbereich. Gezielte Förderungen und strenge Kriterien wie zum Beispiel die Höchstgrenzen bei den angebotenen Gästebetten pro Betrieb sorgen dafür, dass die Angebote für die Urlauber authentisch bleiben.

Ausschließlich Höfe mit einer aktiven und funktionierenden Landwirtschaft können ihr Angebot unter der Dachmarke „Roter Hahn“ bewerben. Eine berufliche Ausbildung wie zum Beispiel der Abschluss einer entsprechenden Schule oder die Absolvierung eines Kurses ist ebenso Voraussetzung, „Urlaub auf dem Bauernhof“ anbieten zu dürfen.

Was hat die Bäuerin davon?

Trotz der zusätzlichen Belastung in Landwirtschaft und Vermietung profitiert die Bäuerin heutzutage in vielerlei Hinsicht von ihrer Mehrfachtigkeit. Die Frauen können wesentlich zum Familieneinkommen beitragen und werden dadurch in der Gesellschaft mehr respektiert. Auf den meisten Höfen sind die Frauen den Männern mittlerweile gleichgestellt. Die Frauen haben sich sozusagen „den blauen Schurz erkämpft“.

Die Familienaufgaben können durch die Vermietungstätigkeit am eigenen Hof besser koordiniert und in Einklang gebracht werden, eine Fremdbetreuung der Kinder ist wie in vielen anderen Berufssparten meist nicht notwendig. Auch für alleinstehende Frauen ist es heute leichter möglich, einen Hof zu betreiben und die Ansprüche eines selbständigen Lebens mit dem Arbeitsfeld unter einen Hut zu bringen.

Nach wie vor sind die Bäuerinnen die treibende Kraft für „Urlaub auf dem Bauernhof“. Durch ihr Wissen in Haus und Hof sind sie die erste Ansprechpartnerin für die Gäste, sie bestechen durch ihre Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten und geschichtlichen Entwicklungen. Findige Bäuerinnen bieten Koch- oder Backkurse für ihre Gäste an, zeigen traditionelle Verarbeitungsmethoden der Lebensmittel oder vermitteln althergebrachtes Handwerk wie zum Beispiel bei der Wollbearbeitung. Die produzierten Waren in den Hofläden tragen die Handschrift der Bäuerinnen genauso wie das persönlich servierte Biofrühstück am Bauernhof.

Heute müssen sich die Bäuerinnen nicht mehr so sehr verbiegen wie ihre Vorgängerinnen, um die Gäste zu bedienen und zufrieden zu stellen. Die Urlauber suchen die Natur und das Biologische. Heute ist die Landwirtin wieder zuallererst Bäuerin und erst

in zweiter Instanz Touristikerin, da das Bewusstsein für ein Leben am Land wieder vermehrt vorhanden und auch dessen Stellenwert gestiegen ist. Nach wie vor bedeutet „Urlaub auf dem Bauernhof“ aber auch, den Gästen in gewissem Maß Einblick in das private Leben und das persönliche Schaffen zu gewähren. Und hier ist die Grenze oft eine schmale, inwieweit dies zugelassen wird beziehungsweise werden soll.

Die Bäuerinnen sind seit jeher die guten Seelen der landwirtschaftlichen Betriebe. Egal was die Frauen auf ihren Bauernhöfen anbieten oder in welcher Form Fremdenverkehr betrieben wird – das Wichtigste ist, dass die Tätigkeiten mit Herz ausgeübt werden. Das spüren die Urlauber am Hof und das wirkt sich positiv auf das Endergebnis aus.

Aus welchem Blickwinkel man die Erfolgsgeschichte „Urlaub auf dem Bauernhof“ auch immer betrachtet – die Südtiroler Frauen tragen ganz wesentlich zum Gelingen dieses touristischen Angebotes bei und dürfen zurecht stolz auf das Erarbeitete sein.



Foto: Frieder Blickle, Roter Hahn

DAS KREUZ DER FRAUEN

Einblicke in die Kulturgeschichte des weiblichen Kreuzweges

Andrea Aschauer



Adam und Eva, ca. 1518,
Lucas Cranach der Ältere
(um 1472 – 1553)

© Herzog Anton Ulrich-Museum
Braunschweig

Das Kreuz, an das Jesus Christus geschlagen wurde, musste er selbst zum Hinrichtungsort tragen und akzeptierte dies als Willen Gottes. Er forderte das auch von seinen Jüngern, wie im Matthäus-Evangelium nachzulesen ist: „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig.“ (Mt 10,38).

Das Kreuz wurde so zum Symbol für Last und Leiden. Die Redewendungen „das Kreuz tragen“ oder „das Kreuz auf sich nehmen“ sind im übertragenen Sinn Ausdrücke für Sorgen, Nöte und Bürden, die das Leben schwer machen: Krankheiten, Verletzungen, Verluste, aber auch Unterdrückung, Zwangslagen oder Einschränkungen.

In der Geschichte wurde dieses symbolhafte Kreuz besonders häufig den Frauen auferlegt, wobei vielfach das Symbol sowohl für das Leid selbst als auch für den Anlass desselben stand, nämlich dann, wenn die (christliche) Religion bzw. deren Proponenten ursächlich für die leidvollen Erfahrungen der Frauen verantwortlich zeichneten.

Das Kreuz der Minderwertigkeit

Bereits Eva wird als Beweis für die charakterliche Schwäche der Frau, ihr geistige Minderwertigkeit und Sündhaftigkeit genannt. Der Mann sei geistig und moralisch überlegen. Die physische Basis der größeren Körperkraft eines Mannes ging mit der Zuschreibung höherer Verstandeskraft einher. Die Frau galt als missglückter Mann, Weiblichkeit als Defekt der Natur. Ihre Rolle konnte dadurch lediglich eine untergeordnete, mehr oder weniger geduldete sein.

Besonders die Theologie des Mittelalters prägte dieses Bild über die Frau bis in unsere Zeit. In diesem Zusammenhang besonders erwähnenswert sind die großen Kirchenlehrer Augustinus (354 – 430 n.Chr.) und Thomas von Aquin (um 1254 – 1274 n.Chr.), deren Lehren die kirchliche Vorgangsweise bis in die Gegenwart prägen. Allerdings meinte bereits Aristoteles (384 – 322 v.Chr.), dass das weibliche Wesen von Natur aus weniger wertvoll sei als das männliche.

Die seit der frühchristlichen Kirche bestehende allgemeine Geringschätzung der Frau verband sich im

Mittelalter und besonders in den Hexenverfolgungen der Frühen Neuzeit mit einer geradezu hasserfüllten, verächtlichen Sichtweise über das triebgesteuerte, unbeherrschte, zügellose, verführerische Weib. Eva galt als die erste „Hexe“, die unter Einfluss des Teufels ihren Mann dazu verführte, Verbotenes zu tun.



Zwei Hexen, 1523, Hans Baldung (um 1485 – 1545)
© Städtisches Kunstinstitut Frankfurt am Main

Der Dominikaner Heinrich Kramer (lat. Henricus Institoris, um 1430 – 1505) zählte in seinem 1486 veröffentlichten *Malleus maleficarum* (Hexenhammer) beinahe katalogartig die schlechten Eigenschaften der Frauen auf als Erklärung dafür, dass „in dem so gebrechlichen Geschlechte der Weiber eine größere Menge Hexen sich findet als unter den Männern, (...)“. Zum größten Teil seien die „Weiber“ für zauberische Handlungen und den Teufelspakt verantwortlich zu machen, „da sie in allen Kräften, der Seele wie des Leibes, mangelhaft sind.“

Der Autor geht ausführlich auf die schlechten Charakterzüge und Eigenheiten der Frau ein, versucht aber nicht einmal mehr, diese nur bösen Frauen zu unterstellen, jede Frau sei eine potentielle Sünderin und stehe dem Teufel nahe. Es wird im Hexenhammer ebenso auf die krumme Rippe als Manko in der Entstehung der Frau hingewiesen, wie auf die schlüpfrige Zunge, die Bosheit, Unvollkommenheit, fleischliche Gesinnung, den Zornesmut, Herrschsucht, Eitelkeit u.v.m.

Ähnlichen Vorwürfen waren auch die heilkundigen Frauen bzw. Kräuterfrauen ausgesetzt, die sich durch ihre meist umfassenden Kenntnisse verdächtig machten. Es konnte doch eine minderwertige Frau nicht ohne Hilfe des Teufels über ein derartiges Wissen verfügen.

Das Kreuz der Lasterhaftigkeit

Anzunehmen ist, dass der theologische Hintergrund häufig für völlig andere Motive missbraucht wurde. Die schlechte Frau (Hexe) bedrohte nicht nur die zölibatär lebenden Geistlichen, sondern die gesamte Männerwelt. Ein Sündenbock für verdrängte sexuelle Vorstellungen oder unbewältigte Sexualängste, wie Potenzstörungen, war so in Form der teuflischen Frau gefunden. Man konnte alle sexuellen Störungen und Verfehlungen dem dämonengesteuerten Treiben dieser Wesen zuschreiben.

Im Hexenhammer sind zahlreiche Erklärungen, Zitate und Beispiele angeführt, in denen das verdorbene, lüsterne Wesen der Frau durch Hexenkunst den Mann in Unglück und Verzweiflung stürzt. Schuld daran wäre die „Begehrlichkeit des Fleisches“, der die Frau vollkommen erlegen sei: „Ich fand das

Weib bitterer als den Tod, und selbst ein gutes Weib ist unterlegen der Begehrlichkeit des Fleisches.“ Es war so die Grundlage dafür geschaffen, Frauen aller möglichen, meist gegen Männer gerichteter Sexualvergehen zu bezichtigen und anzuklagen.

Das Kreuz der Mutterschaft

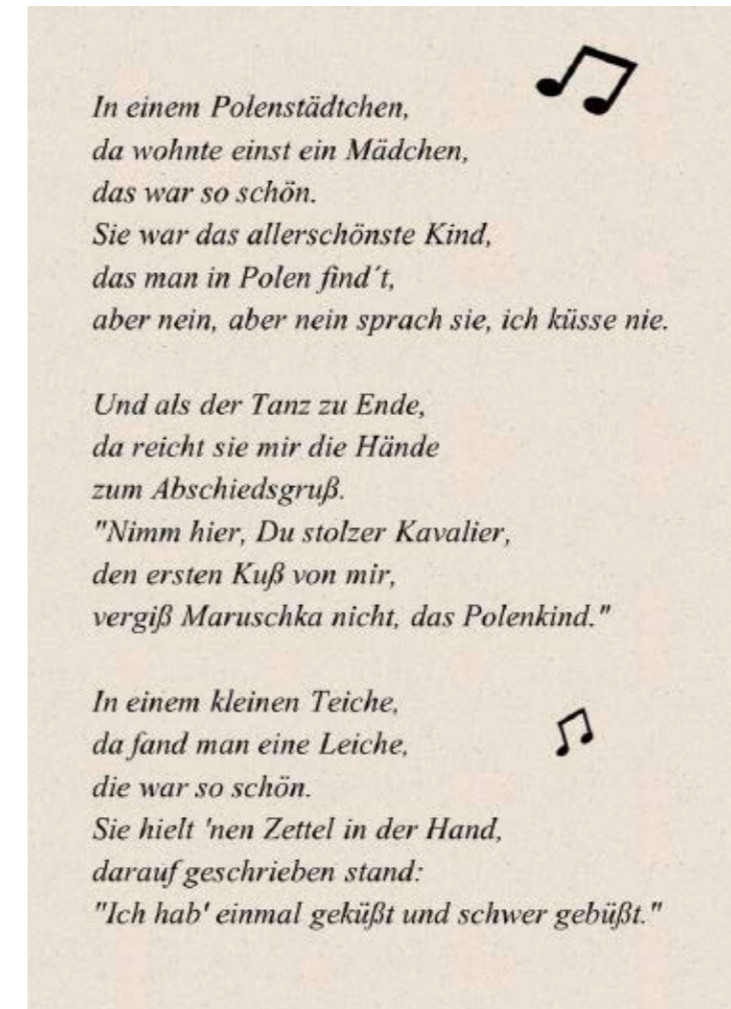
Die Rolle als Ehefrau und vor allem Mutter stellte für die Frau die einzig erstrebenswerte und ehrsame Lebensform dar. Ausnahme war nur ein zurückgezogenes, Gott geweihtes Leben in einer Klostergemeinschaft.

Martin Luther (1483 – 1546) fand eine einfache Erklärung für die Prädestination der Frau als Hausfrau und Mutter: „Männer haben einen breiten, großen Brustkorb, kleine, schmale Hüften und mehr Verstand als Frauen, die nur einen kleinen, schmalen Brustkorb, dafür aber breite Hüften haben.“ Aus diesem Grund seien die Frauen dazu da, „daß sie das Haus hüten, sich ruhig verhalten, den Haushalt versorgen und Kinder gebären und aufziehen (...)“.

Die Mutterschaft als höchstes Gut einer (verheirateten!) Frau, verbunden mit den strengen kirchlichen Vorgaben, die jede Art von Schwangerschaftsverhütung auf das schärfste verurteilte, ließ eine durchschnittliche Frau beinahe ihr ganzes (Ehe-)Leben als Schwangere oder Gebärende verbringen. Harte Lebenssituationen und mangelnde Hygiene machten jede einzelne Schwangerschaft und Geburt zu einer Gratwanderung zwischen Leben und Tod, entsprechend hoch war die Sterblichkeitsrate bei Frauen und Kindern. Nicht selten heiratete ein Mann im Lauf seines Lebens mehrere Frauen, da ihm eine nach der anderen im Kindbett gestorben war.

Ein besonders schweres Kreuz trugen jene Frauen, die der strengen christlichen Sexualmoral nicht entsprachen und sich dem vorehelichen Geschlechtsverkehr hingaben oder auch vergewaltigt wurden, denn eine diesbezügliche Unterscheidung gab es kaum. Die prinzipiell mögliche Anzeige bei Gericht kam selten vor, da sich die betreffenden Mädchen dadurch immer auch selbst der Gefahr einer Verurteilung wegen „verführerischen Verhaltens“ aussetzten.

Gingen die verwerflichen Handlungen auch noch mit der Geburt eines Kindes einher, wurde das Kreuz immer schwerer und häufig auch nicht mehr „tragbar“, wovon die Geschichten über Kindsmörderinnen oder die Lieder über ins Wasser gehende Mädchen zeugen.



In einem Polenstädtchen, Volkslied, Region Polen/Schlesien
Foto: Andrea Aschauer

Stellten sich die Frauen jedoch ihrem Schicksal und brachten ihr uneheliches Kind zur Welt, kam das Kreuz umso schwerer über sie. Die Familie hatte wenig Freude mit den „gefallenen Mädchen“ und ihren Kindern, waren sie doch kaum mehr an den Mann bzw. unter die Haube zu bringen, von der Schande ganz zu schweigen. Sie mussten für ihren eigenen Unterhalt und den des Kindes sorgen. Die Väter, sofern sie die Mutter nicht doch ehelichten, kamen selten für ihre Nachkommen auf. Aus Scham wagte so manches Mädchen auch nicht, den Vater überhaupt bekannt zu geben.

Es kam also zu einer starken „Verminderung“ des Heiratswerts der Frau. Neben der Ächtung durch die Kirche und allfällige staatliche Strafen stellte dies eine beträchtliche Ehrminderung dar. Die Strafen für Vergehen gegen die Sexualmoral galten zwar generell für beide Geschlechter, doch wurde einerseits grundsätzlich das sexuelle Verhalten der Frauen einer genaueren Prüfung unterzogen, andererseits waren materielle bzw. soziale Konsequenzen vor allem für Frauen mit ledigen Kindern ungleich größer. So mussten diese Frauen neben der zusätzlichen finanziellen Belastung durch Kind und eventuelle Geldstrafen auch noch eine Einschränkung ihrer Arbeitsfähigkeit ertragen.

Das Kreuz der Vogelfreiheit

Frauen unterer Schichten dienten ihren Herren häufig als „Sexualobjekte“, die man nach Bedarf benutzte. Blieb ein solches Verhältnis nicht ohne Folgen, so gab es zwar Konsequenzen für beide Beteiligte, doch traf es die Frau meist schwerer. Musste der Mann im schlimmsten Fall einen finanziellen



The gentleman and the maid, ca. 1940
William Housom Byles (1872 – 1940?)



Destruction, 2016, über die verheerenden Auswirkungen von Krieg und Gewalt

© Judith Carlin, www.judithcarlin.com

Beitrag leisten und war einer gewissen gesellschaftlichen Ächtung ausgesetzt, so bedeutete eine derartige Schwangerschaft für die Frau oftmals den sozialen Tod – sie wurde öffentlich diffamiert, verlor ihre Stellung, wurde verjagt oder gar eingesperrt und endete häufig in der Prostitution. Auch Anklagen wegen Zauberei und Verführung des Mannes waren in solchen Fällen nicht selten.

Ludwig IV. von Thüringen (1200 – 1227) wurde von seinen Getreuen offen zum sexuellen Verkehr mit den Mägden angehalten: „Du kannst nicht oft bei deiner Herrin sein und es ist schwer bei deiner Jugend, keusch zu leben. Warum gehst Du nicht zu den Mägden.“

Auch Alleinstehende oder Frauen am Rande der Gesellschaft waren sexueller Gewalt mit allen Folgen schutzlos ausgeliefert. Kaum jemanden kümmerte eine vergewaltigte Bettlerin oder Bauernmagd, worauf in einem italienischen Volkslied aus dem 17. Jahrhundert verwiesen wird:

„Findest du das Bauernmädchen
Mutterseelenallein im Garten,
Rosig, frisch und schön
Wie eine Damaszener-Rose,
Visier sie an, sieh sie an, beschau und betrachte sie,
Wenn dir ihr Gesichtchen gefällt.
Folg ihr, ergreif sie, such sie, find sie,

bis du sie in deiner Gewalt hast ...,
Nimm sie, zwing sie, halt sie, hol sie ...
Wenn du sie dann in den Armen hast ...
Berühr sie, betast sie, beschau und betrachte sie,
Wenn du ein feines Vergnügen haben willst ...
Sowie du dann zufrieden bist ...
Veracht sie, jag sie fort, meid sie, verlaß sie...“

Das Kreuz des Krieges

Die sexuellen Nötigungen betrafen während eines Krieges alle Frauen, stand es doch bei Kriegszügen auf der Tagesordnung, Frauen von besiegten Feinden als Beute zu betrachten. Man nahm sie wie ein Pferd oder andere Beutestücke, verwendete sie und ließ sie zurück bzw. schickte sie wieder nach Hause. Ein Söldner aus dem Dreißigjährigen Krieg, der ein ausführliches Tagebuch hinterließ, schildert uns die „Belohnung“ nach der Erstürmung von Landshut im Jahr 1634: „Alhir habe Ich fur meine beute, ein huebses medelein bekommen vnd 12 tall am gelde kleider, vndt weiszeug gnug wie wir sindt auffbrochen habe Ich sie wieder nach lanshut geschieget“.

Welches Schicksal das Mädchen, seiner Ehre geraubt, zu Hause erwartete, ist nach den Ausführungen im vorherigen Abschnitt wohl gut vorstellbar.

Bis heute wird die sexuelle Nötigung von Frauen in kriegerischen Auseinandersetzungen als systematische Waffe gegen die Feinde eingesetzt, im Zweiten Weltkrieg ebenso wie in den Kriegen in Ex-Jugoslawien, Ruanda oder Syrien. Massenvergewaltigungen dienen als Zeichen der Macht und sollen die Gegner demoralisieren. Ihre Frauen werden psychisch und körperlich beschmutzt und zerstört, was die soziale Stabilität ihrer Gemeinschaften vernichtet.

Schätzungen zufolge kam es im Zweiten Weltkrieg zu mehr als 12 Millionen Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, ein beträchtlicher Anteil von ihnen starb unmittelbar danach, der Großteil litt ein Leben lang unter den Folgen.

Das „Kreuz des Krieges“ ist jedoch nicht das einzige, das die Frauen bis in die Gegenwart zu tragen haben. Keines der beschriebenen Frauenkreuze blieb vollständig in der Vergangenheit stecken. Diskussionen über Frauenrechte, Zeitungsberichte über Gewalt an Frauen oder Gerichtsurteile über die Teilschuld einer Frau an einer sexuellen Nötigung aufgrund fehlender Gegenwehr zeugen davon.

Die Nachfolge Jesu Christi ist den Frauen wenigstens sicher.

Literatur:

Breit, Stefan: „Leichtfertigkeit“ und ländliche Gesellschaft. Voreheliche Sexualität in der frühen Neuzeit. In: Reichardt, Rolf/Schmitt, Eberhard (Hrsg.): Ancien Régime. Aufklärung und Revolution. Bd. 23. München 1991.

Camporesi, Piero: Bauern, Priester, Possenreißer. Volkskultur und Kultur der Eliten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Frankfurt 1994.

Denzler, Georg: 2000 Jahre christliche Sexualmoral. Die verbotene Lust. Weyarn 1997.

Deschner, Karl-Heinz: Das Kreuz mit der Kirche: eine Sexualgeschichte des Christentums. München 1994.

Dülmen, Richard van: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Bd. 1–3. München 1999.

Opitz, Claudia: Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts. Weinheim 1991.

Peters, Jan (Hrsg.): Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte. Berlin 1993.

Rathmayr, Bernhard: Geschichte der Liebe. Ein Rückblick auf die Wandlungen der Geschlechterbeziehung. Hagen 1992.

Sprenger, Jakob u. Institoris, Heinrich: Der Hexenhammer. 1487. Einleitung und Übersetzung von J.W.R. Schmidt. Reprint der Originalausgabe von 1937/38. Leipzig 1998.

ALSO, ICH HALTE MICH DA RAUS

Stadtfrauen? Landfrauen? Dicke Wadln oder dünne?
Nicht mit mir!

Bernhard Stecher



Modisch gekleidete und zierlich gebaute Damen aus der Stadt um die Jahrhundertwende
Die Waden, obwohl nicht im Bild: Sicherlich auch nicht dick

Foto: Archiv Johann Zauner

Ich bin das Letzte. Zumindest in diesem Heft. Ich bin der Quotenmann. Und das Schicksal eines selbigen ist in einer Frauenzeitschrift ein hartes. Ein geradezu unbarmherziges. Und wahrscheinlich auch ein aussichtsloses, ein zum Scheitern verurteiltes. Weil man aber als Quotenmann beim Thema „Stadt- und Landfrauen“ ohnehin nur verlieren kann – nämlich so oder so –, lautet die einzige Maxime: sich möglichst unbeschadet aus der Affäre ziehen!

Was lehrt die männliche Erfahrung? Nun, die Theorie würde besagen, vertu' es dir weder mit der einen, noch mit der anderen Frauengruppe. Leg dich weder mit den Stadtdamen, noch mit den Landfrauen an! Eine Erkenntnis, die wohl auch schon der gute Hubert von Goisern im Kopf gehabt haben dürfte, als er folgende, bedeutungsschwangere Zeilen aus einem Volkslied rezitierte:

*I mog a Madl aus da Stadt
Wos dicke Wadln hat*

Der bekannte österreichische Musiker hat damit vieles richtig gemacht. Er hat die eine Gruppierung, jene der „Stadtmadln“, positiv besetzt. Sonst hat er über sie kein schlechtes Wort verloren. Okay, ob der Ausdruck „dicke Wadln“ unbedingt hat sein müssen, darüber kann man sicherlich kontrovers diskutieren, – dass man die „Madln aus da Stadt“ allerdings „mag“, das hört jedes dieser begehrten Geschöpfe doch nur allzu gerne! Allerdings hat Hubert von Goisern auch tatkräftig unter Beweis gestellt, dass alle Theorie letztlich nur grau ist, und er hat seine (Schmeichler-)Linie auch überhaupt nicht konsequent durchgezogen. Gleichzeitig heißt es in dem Lied nämlich auch:

*Koa Hiataamadl mog i net
Hot koane dickn Wadln net*

Man mag also kein „Hiataamadl“. Blödsinn! Verallgemeinern wir nicht: Dieser Hubert mag kein „Hiataamadl“! Zumindest, wenn man die doppelte Verneinung mit „koa“ (keine) und „nit“ (nicht) außer Acht lässt. Wie dem aber immer auch sein mag, jedenfalls bringen diese beiden Refrain-Zeilen unweigerlich die „Madln“ vom Land ins Spiel. – „Hiataamadln aus da Stadt“, die können wohl nicht gemeint sein. Die gibt's so gut wie nicht. Galt doch die Weiblichkeit aus der Stadt seit jeher im Durchschnitt als etwas Nobleres, Feineres; jene vom Land, eher dem Bodenständigen wie der landwirtschaftlichen Arbeit zugetan.

Diese Sichtweise ist jedoch in der Tat eine Verallgemeinerung. Sie mag vielleicht für die Beziehung zwischen einer „Bürgerlichen“ in der Stadt und einer Magd auf dem Land gestimmt haben. Aber: Es gab und gibt aber natürlich auch alle anderen Frauen-Abstufungen, obwohl die Bezeichnungen eben meist zwischen zwei Polen pendelten. Sie wechselten je nach Standpunkt – und Ort der Geburt oder Wohnsitz – zwischen dem mit einem sarkastischen Unterton versehenen „Fräulein“, einem Synonym für eine „Gschprissne“, oder, arbeitete besagte Frau etwa in einem „Büro“, war es, bereits ein wenig neuzeitlicher formuliert, das „Akten-“ oder gar „Leitzluder“; am anderen Ende der Palette stand der „Bauerntrommel“. Diese Bezeichnungen seien hier natürlich nur ganz am Rande erwähnt – und ohne jeglichen Hintergedanken. Ehrlich.

Auch wird Ihr Quotenmann nicht den Fehler machen, die dem holden Geschlecht natürlich vollkommen zu Unrecht zugeschriebenen Begriffe wie „Geschwätzigkeit“, „Lästerhaftigkeit“, „Stutenbissigkeit“ oder Ähnliches ins Spiel zu bringen. Egal

ob in Stadt oder Land. Bewahre! Allerhöchstens verweist Ihr Quotenmann auf das Ergebnis einer als repräsentativ deklarierten Emnid-Studie, die besagt, je kleiner der Ort, desto mehr wird getratscht. Selbige belegt außerdem: Frauen lästern eindeutig mehr als Männer, und das habe sogar evolutionäre Gründe. – Aber auch diese Informationen, höchstens aus Gründen der Vollständigkeit! Oder, um ein wenig Wissenschaft in diesen Beitrag zu bringen! Auf gar keinen Fall entspringen sie dem Hirn des Quotenmannes. Nein, nein! Er ist hier nur der Überbringer der schlechten Nachricht.

Ihrem Quotenmann ist es ohnehin wichtiger, darauf hinzuweisen, dass „koane dickn Wadln“ keinesfalls die Antithese zu irgendeinem Schönheitsideal sein können. Er meint: Dicke Wadln, dünne Wadln – die Schönheit liegt doch ausschließlich im Auge des Betrachters! Außerdem ist das Schönheitsideal eine Zeitfrage. Und weil das von von Goisern aufgemotzte Volkslied sicherlich schon alt ist, basiert es ganz einfach auf einem anderen Schönheitsideal. Zum Zeitpunkt des Entstehens hat es wahrscheinlich wenig zum Beißen gegeben: Deshalb galt eine stramme Haxe vielleicht als erstrebenswerter. Weil sie auf „Gesundheit“ hindeutete. Aber heute? Heute schaut das alles schon ein wenig anders aus. Und deshalb rufe ich allen Frauen, egal ob aus Stadt oder Land, zu: Genau so, wie sich Ihre Waden darstellen, ist es perfekt!

Zum besseren Verständnis

Sie, liebe Leserin und Leser, wundern sich jetzt wahrscheinlich gerade darüber, welchen enormen Frauenverständnis aus ihrem Quotenmann spricht. Nun, er ging, um ein wenig aus dem Näh-



Kitzbüheler Sennerin aus dem Jahr 1910. Bei dem Hiattamadl handelt sich um eine der frühen Aufnahmen aus Tirol von einer Frau in Hosen. Die Waden: Nicht übertrieben dünn. Foto: Archiv Johann Zauner

kästchen zu plaudern, durch eine harte Schule! War er doch während seiner Hochblüte (und deshalb war es wohl auch seine Hochblüte!) in seinem Mehrgenerationenhaus ausschließlich von sieben (!) bezaubernden, weiblichen Wesen umgeben: Mama, Frau, drei Töchter – und zwei Meerschweinchen. Letztere hatten die Töchter „Max“ und „Moritz“ getauft. Zum Trost. Ansonsten standen sie natürlich voll und ganz in der Phalanx des Betörend-Standhaft-Weiblichen: Neckische Haarfülle am Kopf und samtiges Ganzkörperfell (die Meerschweinchen!), die großen Glubscher (alle!), die fortschreitende Vernachlässigung der Meerschweinchen (Töchter!), die fortschreitende Vernachlässigung des Mannes (Frau!), das eifrige Gefiepse (alle!), das emsige Knabbern an

den Vorräten (die Meerschweinchen – Körner / die Töchter am hart Ersparten), das eifrige Knacken der Kiefergelenke (alle!) – kurzum, Umstände wie diese haben Ihren Quotenmann geprägt. Er wurde zu einem besseren Menschen gemacht. Die Weiblichkeit hat ihm in einer bezaubernd-subtilen Art die *Wadln vierchn* gerichtet, wie man bei uns so schön sagt. Und zwar anständig. Und in aller Strenge. Und und und. Der Quotenmann will aber beileibe nicht jammern! Die Meerschweinchen waren keinem Kauf- und Bestellrausch verfallen.

*Koa Madl in Tirol es gibt
Des nit dem Ihrign
di Wadln vierchn richt'*

Und damit sind wir beim Verbindenden

Kommen wir zunächst aber noch einmal auf die Schwatzhaftheits-Studie zurück. Etwas erscheint schon noch erwähnenswert, und zwar der Umstand, dass, wer gemeinsam über andere lästert, anscheinend das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkt. Freilich nur, wenn über Menschen außerhalb der Gruppe hergezogen wird. Genau genommen ist dies auch der Grund, warum sich Ihr Quotenmann nicht auf eine Seite, weder jene der Stadtfrauen, noch jene der vom Land, gestellt hat. Sein Schicksal wäre sofort besiegelt gewesen! Die beiden Lager hätten sich in Windeseile verbündet – und er wäre geliefert gewesen.

Nun aber, da wir jetzt komplett unter uns sind, liebe Leserinnen und Leser, und Sie mich als realen Frauenversther kennengelernt haben, – lassen Sie uns ein wenig näher zusammenrücken. Kommen Sie näher, kommen Sie ran! Stecken wir die Köpfe zusammen. Noch ein paar Worte von Frau zu Frau, sozusagen: Also, ich finde *diesen Hubert* schrecklich: Was der für ein Bild von uns hat! Teilt uns ein in solche mit strammeren Waden und solche mit dünneren. Niederträchtig! Und dabei ist viel Veranlagung.

Also, eine Bekannte einer Freundin von mir, die hat wirklich dicke Beine, ehrlich, aber die isst so gut wie nichts. Außerdem betreibt sie Sport ohne Ende. Dass *dieser Hubert* uns auseinanderzudividieren versucht, gerade in Zeiten wie diesen, wo man zwischen Land und Stadt doch gar keinen Unterschied mehr wahrnimmt, das ist doch wirklich die Krönung! Das schlägt dem Fass den Boden aus. Was sagst du dazu? Sicher, früher mag da ein Unterschied gewesen sein, und eigentlich wollte ich noch ein paar Geschichten zur Illustration auf-tischen, aber das müssen wir uns für das nächste Mal aufsparen.

*I mog des Madl
vo Land und Stadt
Des di Welt
a bissl besa mocht*

PS: Irgendwie werd' ich einfach den Verdacht nicht los, die doppelte Verneinung in den Goiser'schen Zeilen sind reine Absicht. Da könnte nicht einfach nur der Dialekt vorgeschoben werden, nein, die Sache könnte Kalkül haben! Weil: „Keine“, die ich „nicht“ mag, ist doch eindeutig eine, die ich mag. Und „keine dicken Wadln nicht“ sind eindeutig keine dünne! Somit wäre dieser Hubert doch glatt wieder aus dem Schneider – und unsere wunderbare neue Freundschaft würde gleich wieder wanken. Deshalb, nicht, dass mir als Quotenmann doch noch ein Strick gedreht werden kann: *In Stodt und Lond hot koana niamaois nit koane nettern Madln net gsechn als ietza grad! So isses!*

VON DER UNMÖGLICHKEIT, FRAUEN ZU KATEGORISIEREN

Über Aus- und Hausfrauen – in Stadt und Land

Johann Zauner



Hausfrau 1
Postkarte nach einem
Genrebild von Carl Zewy
(1855–1929)
Sammlung: Johann Zauner

*Ja, das Studium der Weiber ist schwer,
Nimmt uns Männer verteufelt auch her,
Niemals kennt man an Seele und Leib,
Man das Weib, Weib, Weib, Weib, Weib.*

Aus: „Die lustige Witwe“ von Franz Lehár

Ja --- Das war wohl schon immer so:

- Mann ordnet so gerne in Kategorien, was schwer zu verstehen ist;
- Mann überschüttet das, was nicht leicht zu ergründen ist, mit nichtssagenden Worten.
- Mann jammert darüber – auf Brettern, wo singend und parlierend die Welt gedeutet wird, und natürlich auf allen Bühnen des Lebens.

So wagen es paradoxerweise alte Säcke, erfahrene, liebenswürdige Frauen als „alte Schachteln“ einzuordnen. Ebenso fragwürdig verfahren jüngere männliche Semester, wenn sie weibliche Wesen, denen die Aufmerksamkeit gilt, als tolles Häschen, scharfe Biene, süßen Käfer, als fesche Katze ... taxieren. Die vielzitierte politische Korrektheit, mehr noch aber die Höflichkeit und der Respekt vor allen Frauen gebietet es, den Mantel des Schweigens über jenen Sprachschatz zu breiten, den vermeintliche Herren der Schöpfung parat haben, wenn Erwartungen nicht erfüllt werden.

In so genannten besseren Kreisen ist es noch vielfach üblich, Frauen nach ihrem Umfeld als Frau Hofrat, Frau Direktor, Frau Bürgermeister oder als Frau Doktor zu hofieren. Juristen erfassen den Status nach vier Möglichkeiten – ledig, verheiratet, geschieden, verwitwet und kommen erst so nach und nach auch darauf, dass inzwischen schon recht viele Vertreterinnen des vermeintlich schwachen Geschlechtes erkannt haben, dass sich Männer in wilder Ehe am leichtesten zähmen lassen. Soziologen habe ihre Freude daran, Frauen nach ihren Berufen zu benennen und darüber Tabellen und Statistiken anzulegen. Für Berufe, die in den letzten Jahrzehnten neu entstanden bzw. umfassend an moderne Erfordernisse adaptiert wurden, reicht die Wortpalette der deutschen Sprache bei weitem nicht mehr aus.

Leider ist die Wissenschaft auch selten in der Lage, das zu halten, was sie gern und großmündig verspricht. Das Dilemma offenbart sich z. B. für Germanisten im fragwürdigen Faktum, dass für weibliche Individuen drei verschiedene Artikel (=Geschlechtswörter) in Gebrauch sind: **der** Vamp, **die** Frau, **das** Weib. Und das ist noch bei weitem nicht die Spitze der Paradoxie.

Ausgerechnet jene, die für sich in Anspruch nehmen, das „Wort Gottes“ auszulegen, setzen ihre Überzeugungskraft dafür ein, dass Frauen sich als Magd des/der Herren den Himmel verdienen dürfen. Einer der größten katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts, Joseph Aloisius Ratzinger, er bleibt auch als Papst (von 2005–2013) in Erinnerung, stellte unmissverständlich und des Öfteren fest: „Die Priesterweihe ist ausschließlich Männern vorbehalten. *Dies ist keine Diskriminierung*, sondern der Hinweis auf die religiöse Aufgabe der Frau in der Kirche, nämlich, in der Nachfolge der Mutter Jesu Christi ‚Modell der Weiblichkeit‘ zu sein“. – Noch weiter können es bigotte Seelen treiben; für sie gibt es im Extremfall nur die teuflische Differenzierung zwischen Hure und Heilige.

Und es sei auch einmal aufgezeigt: So richtig „gefährlich“ wird es für Frauen, wenn aus dem Bigotten resultierende Vorstellungen mit Wissenschaft und Erzählkunst unterfüttert werden.

Dazu ein Beispiel aus dem ersten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts:

1904 – Franz Lehar arbeitete gerade an der Operette „Die lustige Witwe“ – da sah sich Sebastian Rieger als Herausgeber des Tiroler Volksboten am 10. Juli veranlasst, Frauen nach der Methodik der Bauernregeln dahin gehend zu instruieren, sich dem Vorbild der Ausfrauen zu widersetzen und echte Hausfrauen zu bleiben.

Um Falschinterpretationen hintanzuhalten wird der dichtende Seelsorger **Reimmichl** wörtlich zitiert:

*Die wichtigste Person im Haus ist die Frau; in ihrer Hand liegt das Wohl und Wehe des Hauses. Die wichtigste Regel für eine Hausfrau aber lautet: „**Bleib zu Haus**“, trag noch nichts hinaus!“ Das Haus ist das Reich der Frau, wo sie ihre Residenz hat, wo sie schalten und walten soll; das Haus sei ihr liebster Aufenthalt; das Haus soll sie nur verlassen, wenn es notwendig ist. Nun gibt es aber so manche Weiber, die keine Hausfrauen, sondern **Ausfrauen** sind. – Das Haus ist ihre Keuche (=Gefängnis). Sie hasten und hudern in der Küche und Kammer, damit sie ihre Hausschürze möglichst bald fortbringen und hinaus dürfen auf die Gasse, auf den Markt. Überall trifft man sie eher als zu Hause. – Die Frau Rätin in der Stadt z. B. rennt den ganzen Vormittag durch die Gassen, einen seidenen Beutel, nicht viel größer als eine Tabaksblatter, am Arm; sie muss einkaufen für den Mittagstische. Beim Buchladen bleibt sie stehen, steckt einen Zwicker von Fensterglas auf die Nase und guckt, ob nicht irgendwo die neueste Modezeitung oder ein neuer Roman ausgelegt ist. Bei der Frau Metzgerin kehrt sie ein. Über die Portion Fleisch ist man bald einig. Aber die Dame nimmt das Fleisch nicht selber mit; es würde ja ihr samtener Beutel da-*

mit beschmutzt. Das Dienstmädel wird schon kommen und die Sachen abholen. Die Frau Metzgerin gibt zur Portion Fleisch eine Doppelportion Stadtklatsch und die Frau Rätin hilft das Ding klein aufteilen. – Sodann geht es zum Zuckerbäcker. Hier gibt es abermals eine Anweisung für das Dienstmädel. Sie kann doch nicht selbst mit dem Gebäck durch die Stadt schreiten. Die überzuckerte Frau Bäckerin weiß allerhand Legenden von der geizigen Frau Adjunkt und von der spitznasigen Frau Professor und der dicken Frau Metzgerin. Die Frau Rätin setzt wieder ihren Zwicker auf, damit sie ja gut höre und verstehe. Vom Zuckerladen kommt die Frau Rätin zur Modistin, um zu forschen, wie hoch der neue Kopfputz in der Auslage zu stehen komme. Von dort eilt sie zum Doktor der Tierheilkunde, um ihn über ihr Schoßhündchen zu konsultieren, das nicht mehr fressen will. Beim Fotograf und beim Haarkünstler muss sie ebenfalls zukehren; in der Maschinenhandlung hat sie etwas für ihr Fahrrad zu bestellen; in der Blumenhandlung hat sie auch zu tun; der Frau Richter muss sie zu ihrem Kleinsten gratulieren etc. etc. – Kommt ihr Mann, der Herr Rat, von der Kanzlei nach Hause und möchte gern zu Mittag speisen, so brennt im Herd noch kein Feuer und die feine Dame schreit und wettet über das faule und liederliche Dienstmädel, das sein dummes Gesicht in jedes Schaufenster hineinsteckt und dessen Rückkunft nicht mehr zu erleben sei, wenn man es einmal fortschicke. – Ist der Herr Gemahl nach dem Essen wieder in seine Kanzlei gestolpert, so ist auch die Frau Gemahlin schon reisefertig. Ein Kaffeekränzchen ist angesagt bei der Frau Steuereinnahmer; dort werden Heiligsprechungsprozesse durchgenommen, wobei aber selten jemand heiliggesprochen wird. Später gibt es einen Punsch bei der Frau Adjunkt; dort wird Konzil gehalten und beschlossen, welche junge Männer sich in kürzester Zeit verheiraten müssen. – Nun ist es aber höchste Zeit heimzukehren; um 8 Uhr geht der Hausball an beim Ziegelfabrikanten; die rätlichen Töchter sind eingeladen. Dabei darf die Alte, will sagen Frau Rätin, natürlich nicht fehlen. – Wenn der Herr Rat nach Hause kommt, findet er einen Gräuel der Verwüstung in allen Zimmern, er trifft kaum einen Stuhl, wo er niedersitzen kann. ...

Leider auch unter den Bauersfrauen gibt es solche Kuckucksvögel, die lieber im fremden Nest sitzen als im eigenen, die von der stillen Häuslichkeit nichts wissen, die am treuen Schaffen zu Hause keine Freude finden.

Da vergeht kein Tag, wo nicht alle Nachbarinnen im weiten Umkreis besucht werden, die Beth´ und die Lis´ und die Thrin´ und die Stin´ und die Sann´ und die Nann´ und die Len´ und die Men´ und die Ev´ und die Vev´ – wohlgemerkt, das sind alles Repetieruhren, die zumindest zwanzigmal im Tag ihr Stücklein spielen, aber das ganze Jahr nie richtig gehen und den Mann zur Verzweiflung bringen. – Ich habe eine solche Bauersfrau gekannt, die tagtäglich zur Messe ging, aber von der Messe niemals vor 10 Uhr vormittags nach Hause kam. Zu Hause aber lagen die Hudern und Fetzen in allen Winkeln herum; in der Stube schrien und winselten die Kinder; das kleinste hatte der Mann auf den Knien und verschwendete alle Liebesmühe, um es zu beruhigen; nebenbei hatte der arme Mann noch kein Frühstück gesehen und auch keine Aussicht eins zu erleben. Wenn ich der Mann gewesen wäre, hätte ich mir ein neues Schlagwerk für den alten Repetierkasten angeschafft. Der Mann hat es leider nicht getan und das Weib hat ihn in wenigen Jahren zugrunde gehaust. – Ihr seht wieder, was eine Frau machen kann und wie viel von ihr abhängt. – Ich sage noch einmal, eine gute Frau ist ein Schatz.

Nun wollt ihr gewiss alle gute Hausfrauen sein, und ich würde böse anlaufen, wenn ich eine mit Namen und Stand als Hauskreuz oder Hausschaden ausrufen täte. Aber einen Schatz trägt man nicht fortwährend hinaus auf die Straßen und Wege, den behält man verborgen zu Hause, sonst wird er zum mindesten staubig und schmutzig und verliert allen Glanz, wenn ihm nichts Schlimmes passiert. – Also, wenn ihr ein Hausschatz sein wollt, so müsst ihr euch fein treu zu Haus behalten und durch eure Häuslichkeit einen Segen bilden für die ganze Familie. Eine gute Hausfrau hat ihre liebste Stätte zu Hause bei ihrem Mann und ihren Kindern, zu Hause bei ihren Arbeiten.

*Von früh morgens bis spät abends sorgt sie emsig, dass nirgends im Haus etwas zu Schaden gehe, dass sie das Besitztum des Mannes mehre, dass die Kinder sauber und ordentlich herumgehen, dass alles an seinem Platz nett und sauber dastehe, kurz, dass überall das Schalten und Walten einer braven Frau heraus schau. In einem solchen Haus fühlt sich nicht bloß der Mann heimisch, sondern jedermann tritt mit Freude und Wohlgefallen in dasselbe ein. – Ja, die **Hausfrauen** und nicht die Ausfrauen sind es, die das **Haus bauen**. – Mir hat einmal ein sehr verständiger Mann eine*

Frau als ausgezeichnet, als ein wahres Muster vorloben wollen, und er wusste nichts Besseres zu sagen als: „Sie hat keine einzige Freundin außer dem Haus; ihre einzigen Freundschaften sind ihr Mann und ihre Kinder.“ ...

– Ja es ist wahr: Solche Frauen sind mehr wert als der große Schatz im Untersberg. Wenn der Mann ein Bettler ist und hat eine solche Frau, so ist er reicher als der Goldkönig in Amerika mit seinen angeheirateten Schaukasten.

Rückblickend können wir davon ausgehen: Das Frauenbild aus dem Tiroler Volksboten ist Geschichte, Gott sei Dank. Die Rollenbilder änderten sich auf dem Land und in der Stadt zum Besseren.

Der Versuch, Frauen in Land- und Stadtfrauen einzuteilen, kann sich nur auf den Wohnort beziehen – weil: Vor Frauen jedes Messinstrument, jede Wissenschaft versagt. Jede Begegnung mit einer Frau nur in Augenblicken zu erfassen ist. Jede Frau einmalig und einzigartig ist – wie ein Schneekristall.



Gruß aus Tirol - "Hot Pants" auf der Alm. Bild auf einer "Correspondenz-Karte" aus dem Verlag J. Gratt, Kufstein. Sammlung: Johann Zauner



Die Ausfrau

Ausfrauen standen nie am Herd,
sie brillierten in Salons und siegten ...
sogar an der Rennbahn:

Mein Schatz, der hat ein Vollblutpferd,
Von hochberühmter Rasse,
Am Turf bewundert und geehrt
Als Sieger erster Klasse.

Es wiehert laut, erkennt es mich,
Oft war ich sein Begleiter!
Noch heller aber sicherlich
Trägt's seinen Herrn und Reiter.

Doch fliegen beide nur so hin,
Und siegen ihre Fahnen,
Bin ich doch beider Siegerin
Und sie nur – Untertanen.

Text: Ludwig Jacoboski (1868–1900)
Lyriker, Schriftsteller und Publizist.
Bild: Franz Wobring (1862–1939).
Kunstdruck.

Sammlung: Johann Zauner



Hausmütterchen

Hausfrauen dienten zu Reimmichls-Zei-
ten den Tirolerinnen als Vorbild, das von
der in Schwaz lebenden Dichterin Cor-
dula Wöhler (1845–1916) mit folgenden
Versen besungen wurde:

Die rechte Frau sucht ihr Glück
In des Gemahls zufried'nem Blick,
In ihrer Kinder froh Gedeih'n:
Sie liebt und lebt fürs Haus allein.

Bild: Primus-Postkarte aus der Reihe „Deutsche
Meister-Sammlung“. Verlag: Wohlgemuth&Lissner,
Berlin. Nach einem Gemälde von Franz Wobring
Sammlung: Johann Zauner

Es war wohl auch so, dass Stadtfrauen des Öfteren vom Leben auf dem Land träumten und Land-
frauen von einer Reise in die Stadt. So ein Ausflug war für Frauen vom Land nur selten möglich ...
am ehesten für einen

Weihnachtseinkauf

Die Moidl und die Nanni lassen es ihren Männern wissen,
dass sie zu Weihnachtseinkäufen wegfahren müssen,
's Geld hab'ns schon g'spart über a halbs Jahr,
von der Butter, der Milch und Oar,
die Mander nichts dagegen sagen,
denn es tut ihnen gut ein Ruhetag unter 365 Tagen.
Am andern Morgen, nach der Roraten,
sieht man die zwei Weiber mit Riesentaschen zum Bahnhof waten;
so reisen die beiden zufrieden und selbstbewusst,
in ein Gespräch verwickelt voll Einkaufslust,
und wie sie in d' Stadt kemmen,
wissen sie vor lauter Straß'n nit, welche Richtung soll'n sie nehmen?
„Kimm Moidl, da steht a Taxifahrer schon bereit,
Herr Chauffeur führen's ins in die Straß'n wo sein die best'n Kaufleut.“
Der hat schon länger g'habt keine Fuhr
Und macht die Fahrt auf eine längere Tour,
die Nanni und die Moidl schwer d'rschrecken,
wie der Taxifahrer mit ihnen fährt um 99 Ecken;
in der Hauptstraßen bleibt er steh'n vor einer Kaufhaustür
und verlangt von den beid'n a Mords-Gebühr.
Die Weiber sind froh, dass sie dem Entführer sind entronnen
und schnell wird mit der Einkauferei begonnen,
und so suchen sie zu entdecken
was sich praktisch tut zu bezwecken.
„Wia wars mit oan neumodisch'n Rasierapparat für unsere Mander,
da steht gar drauf, die Haut wird glatt wie bei oan Salamander,
dazu zwoa Unterhos'n mit Reißverschluss,
woaßt eh, dass es bei denen alm schnell gehen muss;
nimmst du a oane von de Universalkapp'n,
im Winter, wenn ma sie überstülpt, geh'n sie weit über die Ohrlapp'n;
mir zwoa kaffen uns schöne Heizdecken,
nachher brauch ma nit alm zum Einwärmen die Mander wecken,
soll'n ma uns oan Föhn zum Haartrocknen spendier'n,
der macht sig bezahlt, wenn marn herleihen und verlangen Gebühr'n;
oder leist ma uns oan Apparat zum Grillen,
– des ist jetzt Mode, mit Brathendl zu die Feiertag den Hunger zu stillen;
wenn man den Christbaumschmuck kauft hab'n, wer mas lassen,
und glei amol die Stadt verlassen.“
Wie's sitzen in der Bahn
fangt die Moidl zum Sinnieren an;
sie meint und macht die Nanni drüber z'denken,
eigentlich braucht man nit nur z' Weihnachten so viel schenken,
wenn ma 's ganze Jahr den Nächst'n a bissl Freude macht,
ist der a beschenkt, wenn er drüber lacht;
und Moidl mit dem Geld, was ma hab'n im Portmonee,
da hab'i dafür ab b'sonders gute Idee,
des tuan ma ins „Bruder in Not“ Sackl
nache bekommen die Ärmsten a Weihnachtspackl!

Anna Walser geb. Tragseil, Igls, Silz. 1916–2002

AUTORINNEN UND AUTOREN

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Andrea Aschauer

Autorin, freie Wissenschaftlerin – Europäische Ethnologie/Volkskunde, (fach-) wissenschaftliche Begleitung von Museen und Kulturinstitutionen

Mag.^a Simone Gasser MAS

freiberuflich tätige Kunsthistorikerin und Kulturautorin

Sabine Geiger

Kinderbuchautorin, Hobbyschriftstellerin, Mundartdichterin und Dorfbuchredakteurin aus Fiss

Gerda Gratz

Chefredakteurin, berufliche Stationen im Banken- und Steuerberatungsbereich, Tourismusmarketing sowie Unternehmenskommunikation

Beate Gschwentner

seit 2005 Austria Guide für Österreich

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Yvonne Kathrein

Germanistin mit dialektologischem Schwerpunkt, seit 2015 Leiterin des Tiroler Dialektarchivs am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck

Andrea Pancheri

Reproduktionstechnikerin, Masterstudium Geschichte an der Universität Innsbruck, Numismatikerin

Mag.^a Christine Peham

Senior Scientistin an der Universität Mozarteum Salzburg, stellvertretende Institutsleiterin am Institut für Gleichstellung und Gender Studies, Autorin und Kulturjournalistin

Mag.^a art Maria Peters

2002 Diplom an der Akademie der Bildenden Künste Wien, freischaffende Künstlerin mit Schwerpunkt Reisemalerei und Erzählung, lebt in Innsbruck und Wien

Renate Linser-Sachers

fotografierende Redakteurin und Journalistin, Mitbegründerin des Fachmagazins WellHotel, Redakteurin Wirtschaftsmagazin eco.nova, Kooperationen mit Tourismusverbänden, Autorin

Bernhard Stecher

lebt und arbeitet im Ötztal, Lehrer, Journalist und Publizist, Publikationen „wöll, töll, völl. Mythos Ötztal“ (2. Auflage), „Ich glaube. Wie die Weltrettung gelingt und glücklich macht“ (2019)

Hanna Ruschitzka MA

Assistentin bei der Tiroler Künstler*schaft, Kunsthistorikerin und freie Kuratorin

Johann Zauner

Lehramt für Volksschule und Allgemeine Sonderschule, Sonderschule für Schwerstbehinderte und Sprachheilpädagogik, Chronist und Autor

PANOPTICA

frauen.kultur.tirol 2019



© Amt der Tiroler Landesregierung
Abteilung Kultur, Michael-Gaismair-Straße 1
6020 Innsbruck